

flutter.

**Wo soll's
denn hingehen?**
Das USA-Heft

Magazin der Bundeszentrale für
politische Bildung
Nr. 28/Herbst 2008



The American Dream

bpb.de/usa

Hollywood, Gott und Coca-Cola

Wie sieht's aus im Land der unbegrenzten
Möglichkeiten?

Erfahre es auf: www.bpb.de/usa

www.bpb.de

Politisches Wissen im Internet

Editorial

Wenn in den USA ein Präsident gewählt wird, ist das für den Rest der Welt immer noch von Bedeutung. Und zumindest hier in Europa ist die Spannung über den Ausgang groß wie lange nicht. Das Erbe der Ära Bush wiegt schwer. Der Krieg gegen den Terror, die Invasion Iraks, aber auch Ereignisse wie der Umgang mit Wetterkatastrophen oder der Kollaps am Finanzmarkt zeigen drastisch, dass da einiges nicht stimmt. Die USA sind ein tief gespaltenes Land im Übergang – so wie in den vergangenen Jahren kann es nicht weitergehen, aber wie genau es weitergehen soll, darüber wird nicht nur im Wahlkampf gestritten werden.

Trotz aller Probleme ist der Freiheitsmythos der USA lebendig, die Größe des Landes und die Vielfalt der Kulturen faszinieren Millionen von Menschen. Allein zwischen 2000 und 2007 lockte der Traum vom »American Way of Life« mehr als zehn Millionen Einwanderer in die USA. Die Vereinigten Staaten sind Integrationsweltmeister. Beispielgebend ist auch das private Engagement der Amerikaner. Sie nehmen ihr Schicksal viel mehr als wir selbst in die Hand – unzählige Gruppen schließen sich in Vereinen und Netzwerken zusammen. Zu jedem Problem gibt es widerstreitende Initiativen, um es zu lösen. Alles Gründe, warum in diesem Schuljahr wieder 30 000 Austauschschüler aus der ganzen Welt das Land der unbegrenzten Möglichkeiten selbst erleben wollen.

fluter unternimmt einen Streifzug durch dieses ebenso faszinierende wie widersprüchliche Land. Wenn es lediglich um einen Bruchteil des gigantischen Rüstungsetats geht, kann es schon mal passieren, dass ein kleinkrimineller Jugendlicher einen 300-Millionen-Dollar-Auftrag bekommt. Die Kehrseite des Internets und Web-2.0-Fortschritts ist die permanente und allgemeine Überwachung. Der Mythos von der Eroberung des weiten leeren Landes durch mutige Männer und Frauen, die ihr Schicksal und das Recht in die eigene Hand nehmen, blendet die massenhaften Verbrechen an den Indianern aus. Ebenso die unheimlichen Konsequenzen des Festhaltens an der Todesstrafe, wenn Rechtsirrtümer den Staat zum Mörder machen können. Und doch wird niemand Präsident, der sich offen gegen die Todesstrafe ausspricht.

»Change« ist nicht nur das Generalthema im US-Wahlkampf. Auch in unserem Heft hat sich einiges geändert: neues Team, neue Rubriken und neues Layout. Dies ist die erste Ausgabe, die wir gemeinsam mit den Kolleginnen und Kollegen der Dummy Media aus Berlin gestaltet haben. Wie gefällt euch das neue fluter-Gesicht? Wir freuen uns auf euer Feedback im Forum auf fluter.de.

Thorsten Schilling

Cover: Bill Owens; Das Gürteltier (Armadillo) kommt ausschließlich in Nord- und Südamerika vor.

New York City, 3 a.m. - - - - -



ON THE ROAD, TAG 1

300 Dollar, 7 Tage, 4500 km und jeden Tag ein neuer Sitznachbar: Billiger als mit dem Greyhound-

Bus kommt man kaum von New York nach Los Angeles – anstrengender geht's auch kaum. Ein Erfahrungsbericht von Fabian Dietrich.

Nachts übernehmen die Kaputten das Kommando. So läuft das also im Busbahnhof. Ich sitze auf dem schmutzigen Steinboden neben drei obdachlosen Türken und warte auf den Bus, der mich um drei Uhr morgens nach Pennsylvania fahren soll. Es ist der erste auf meiner Reise von der Ost- an die Westküste nach L.A. Aus den Lautsprechern kommt irgendwas Leichtes, Heiteres, Störendes von Chopin, das die Leute ruhig und wach halten soll. Die Türken und ich beobachten die Greyhound-Station. Wie ein großer, dunkler Schwamm saugt sie Menschen durch Gänge und Metalltüren ein und spuckt sie wieder aus. »It's time baby! So shut the fuck up!« ruft eine Frau, die zwei Müllsäcke hinter sich herschleift, ihrem Mann zu. Ein langhaariger Junge schreit in sein Telefon, wann zum Teufel das Geld denn endlich da sei. Die meisten, die hier warten, warten gar nicht auf den Bus. Sie warten darauf, dass das Leben ein bisschen besser wird für sie. Mit dem Bus reisen nur die, die sich nichts anderes leisten können. Und die, die Amerika so sehen wollen, wie es wirklich ist. Ein reiches, großes Land, in dem offiziell 37 Millionen Menschen in Armut leben. Ein leicht hinkender schwarzer Junge setzt sich zu mir und erzählt mir seine Geschichte. Er braucht Geld für ein Ticket, weil er vor seinem alkoholkranken Vater fliehen will. Ich gebe ihm fünf Dollar. »Danke«, sagt er. »Aber zehn tun dir doch auch nicht weh.« Dann geht es los: Ich sitze im Bus und die Hochhäuser von Manhattan ragen wie Leuchttürme über uns auf. Das Zischen der Türen hallt kalt durch die Station. Ich fühle mich müde und geborgen, als wäre ich im Bauch eines großen, starken Tiers.

(Lies auf Seite 14: Wie ich den blauäugigen Teufel traf ...)

Distanz bis zum Ziel: 4558 Kilometer
Letzte Nacht geschlafen: 9 Stunden
Gegessen: Tomato-Mozzarella-Sandwich in der PSL-Galerie
Andere Deutsche: 0
Besondere Vorkommnisse: Taubenschwarm im Kellergeschoss des Busbahnhofs



Einwohnerzahl: 305.067.674 (September 2008)

Durchschnittsalter: 36,7

BITTE MAL STAATEN!

gehören
auch zu den
USA



Fläche der USA: 9.162.083 km²



in den USA wird u.a. mit
← Zoll (inch) gemessen: 1 inch = 2,54 cm →

im Vergleich
ganz
schön
klein,
Germany



Fläche von
Deutschland
357.093 km²

Einwohnerzahl: 82.244.000 (November 2008)
Durchschnittsalter: 43,4



Inhalt Thema: USA

Willkommen in den USA!

Vier Einwanderer erzählen Seite 4

Urlaub von Bush

Wo die USA eigentlich stehen Seite 6

Gutes Recht

Die Verfassung der USA ist vorbildlich Seite 7

Zum Schießen

Wie ein Junge aus Miami zum reichen Waffenhändler wurde. Eine Räuberpistole Seite 8

»Neue Kriege bringen Geld«

Der Friedensforscher Bates Gill über eine hochgerüstete Nation Seite 11

»Mit 15 war Diskriminierung normal«

Vor 50 Jahren wollte Elisabeth Eckford in die Schule – und wurde fast gelyncht Seite 12

Wo es anfang

Die Fotografin Taryn Simon ist mit unschuldig Verurteilten zum Tatort gegangen Seite 15

Wo es endet

Die Unterstützung für die Todesstrafe lässt nach – ihr Ende ist aber noch nicht in Sicht Seite 19

Indianer-Ehrenwort: Das fluter-Schaubild Seite 23

Die an die Grenze gehen

Viele Mexikaner überwinden die Grenze – diese haben dabei Bilder gemacht Seite 27

Trockengebiete

Weg mit der Spritze: Wie man in Kalifornien Jagd auf Wasserverschwender macht Seite 32

Fight for your right!

Das politische Engagement ist vielfältig, manches skurril, vieles ernst. Eine Sammlung Seite 34

Ich ist ein anderer

Telefonterror: Mit dem Datenschutz ist es in Amerika nicht weit her Seite 38

New kids on the blog

Wie die Internetmedien in den USA Zeitungen und Magazinen den Rang ablaufen Seite 40

Deine neue Familie

Warum es immer schwerer wird, ein Jahr als Austauschschüler zu verbringen Seite 43

you are welcome

*Die USA sind Integrationsweltmeister:
Hier erzählen zehn Einwanderer,
warum sie ihre amerikanische Heimat
so lieben*



Ich bin auf Grenada geboren. Meine Mutter habe ich nie kennengelernt. Ich bin von meiner Urgroßmutter aufgezogen worden, die starb, als ich acht war. Mit 16 wurde ich schwanger. Weil ich für sie eine Schande war, schickte mich meine Familie nach Kanada. Im August 1982 besuchte ich Freunde in New York. Als ich ankam, war es schon dunkel. Die Stadt sah irgendwie alt aus, aber ich dachte, ich schlaf erst mal aus, morgen ist alles anders. Aber am nächsten Tag sah es noch genauso aus!

Doch dann ist mir New York ans Herz gewachsen. Ich mag die Vielfalt, die unterschiedlichen Kulturen. Ich mag, dass man hier relativ schnell einen Job findet. Das Leben hier ist schnell und verrückt. Wenn ich alt bin, gehe ich wieder nach Kanada. Auf keinen Fall will ich zurück nach Grenada, ich habe da niemanden.

Barbara Bruce, 43, ist Kindermädchen, hat eine Green Card und die US-Citizenship beantragt



Ich bin in Teheran geboren. Als ich elf Jahre war, begann die Islamische Revolution. Mich hat die Sittenpolizei immer wieder festgenommen und geschlagen. Dabei wollte ich nur ein ganz normaler Teenager sein. Mein Bruder hat damals in den USA studiert. Ich dachte: Die Menschen dort sind frei, die haben Spaß. Mein Weg in die USA war ein Desaster. 1993 bin ich in die Türkei, wo mir jemand einen israelischen Pass besorgte, mit dem bin ich nach Kuba. Aber weil ich kein Visum hatte, musste ich zurück. Dann besorgte ich mir einen griechischen Pass, mit dem ich nach Amsterdam flog, wo ich im Abschiebeknast landete. Danach flog ich mit einem kanadischen Pass nach Kanada, aber auch dort kam ich in Abschiebehaft. Für einen Tag hat mich mein Anwalt rausgeholt, da bin ich durch den Wald in die USA. Acht Jahre lang habe ich Blumengestecke gemacht, für Geburtstage und Beerdigungen. Jetzt haben mein Bruder und ich zwei Bars. Manchmal habe ich das Gefühl, dass ich die Menschen im Iran betrogen habe, weil ich hier bin.

Masoud Soltani, 40, ist Iraner und Amerikaner

Ich wurde 1921 in Mannheim geboren. Meine Eltern waren Juden, aber sie lebten nicht orthodox. Bis ich 17 Jahre alt war, bin ich zur Schule gegangen. Als die Pogromnacht war, im November 1938, ging das nicht mehr. Zwei Jahre später wurden meine Mutter und ich in ein Konzentrationslager in Frankreich deportiert. Nach 21 Monaten hat mich das Schweizer Kinderhilfswerk aus dem Lager geholt, später bin ich in die Schweiz geflohen. Alle anderen wurden nach Auschwitz gebracht. Alle – meine Mutter, mein Vater und meine Schwiegermutter – sind dort ermordet worden. Nach dem Krieg wollte ich in der Schweiz arbeiten, aber ich bekam keine Arbeitserlaubnis. Also beschlossen meine Frau und ich, in die USA auszuwandern, dort hatten wir Verwandte. Im März 1948 sind wir mit unserer zweijährigen Tochter an Bord der Queen Mary gegangen. Meine Frau war die ganze Zeit seekrank. In den USA habe ich nach einer Woche einen Job gefunden – in einem Büro, damit kannte ich mich ja aus. Eines Tages hat meine Frau Blut gespuckt. Wir hatten beide Tuberkulose. Zwei Jahre lang mussten wir in einem Sanatorium leben. Unsere Tochter kam in eine Pflegefamilie. Als ich wieder gesund war, durften wir in eine Sozialwohnung ziehen. Der Staat hat mir eine Ausbildung zum Buchhalter bezahlt.

Max Liebmann, 86, ist Senior Vice President der American Gathering of Jewish Holocaust Survivors. Er ist Amerikaner, kein Deutscher mehr



Protokolle: Ellen Wesemüller
Fotos: Ashkan Sahihi



Ich bin mit meinem älteren Bruder in einem buddhistischen Tempel aufgewachsen, auf der Insel Hokkaido in Japan. Mein Vater war früher ein kommunistischer Aktivist, heute ist er ein Priester. Außer dem Tempel gab es in unserem Dorf nur Reisfelder. In der Schule habe ich eine Kunst-AG gegründet. Die Aufnahmeprüfung für die Kunsthochschule war mir aber zu krass. Im Jahr 2000 habe ich eine Anzeige von der New School in New York gelesen und mich dort beworben. In New York hat mich ein großer Typ wegen meines T-Shirts beschimpft. In Japan tragen alle Shirts mit englischen Sprüchen drauf, aber wir betrachten das nicht als Wörter. Auf meinem T-Shirt stand »Fuck off!«.

Seit meinem Diplom zeichne ich Operationen für Medizinbücher. Gerade ist mein erstes Buch rausgekommen, es heißt »Kameratechnik bei Blinddarmoperationen«. Nächstes Jahr will ich in eine kleinere Stadt ziehen, vielleicht nach Memphis. Da sind die Menschen freundlicher und es gibt irgendwie keine Gesetze. Ich komme aus einem solchen Ort, deshalb denke ich, dass ich damit gut umgehen kann.

Yuko Tonohira, 28, ist Grafik-Designerin und hat ein Arbeitsvisum

Urlaub von Bush

Wo die USA eigentlich stehen

Text: Marc Hujer

Am 4. November 2008 endet in Amerika der längste und vielleicht auch spannendste Wahlkampf der Geschichte. Es ist ein Wahlkampf, der Amerika aus der Krise führen soll. Seit fünfeinhalb Jahren führt Amerika einen glücklosen Krieg im Irak, das Land steht vor einer Rezession, und ist politisch gespalten in ein rechtes und linkes Lager. Die Wahl des Präsidenten ist diesmal mehr als nur die Auslese innerhalb einer Elite aus zwei Parteien, den Demokraten und den Republikanern. Am 4. November geht es auch um das Ende einer Ära.

Diese begann 1980 mit der Wahl Ronald Reagans. Damals waren die Amerikaner die Hippies ebenso leid wie die Feministen, Kriegsgegner und Bürgerrechtler. Die Wahl Reagans war eine Kampfansage an alle, die die konservative Weltordnung infrage stellten. Das Land teilte sich fortan in blaue, demokratische und rote, republikanische Staaten, der Kulturkrieg beherrschte Jahrzehnte lang die Wahlen, den Regierungsalltag, er brachte das Amtsenthebungsverfahren gegen Clinton und schließlich die Präsidentschaft von George W. Bush.

Im Wahlkampf 2008 ist für Amerika etwas bisher Unvorstellbares passiert: Barack Obama, 47, gewinnt den Vorwahlkampf und wird der erste schwarze Präsidentschaftskandidat einer der beiden großen Parteien. Er tritt gegen den weißen Vietnam-Veteranen John McCain an, der mit 72 Jahren mehr als eine Generation älter ist. Ob Obama die Wahl nun gewinnt oder nicht – schon jetzt hat er Amerika nachhaltig verändert. Obama, der Beach-Boy aus Hawaii, wurde zum Symbol für einen Neuanfang. Obama ist wie Urlaub. Urlaub vom Kulturkrieg, von den Skandalen der Clinton-Jahre, aber vor allem vom Wahldebakel in Florida, von Guantánamo Bay und Abu Ghraib – Urlaub von Bush. Er gab die Schlagzahl im Wahlkampf vor und setzte die Akzente. Seine Dreifaltigkeit aus »Change, Hope and Unity« fand ein Echo im ganzen Land. Aber dann beschleicht Amerika doch immer wieder Zweifel: Ist Obama wirklich der Richtige? Ist er nicht doch zu jung? Zu unerfahren? Zu schwarz?

Es gibt noch immer Rassismus in Amerika, der sich nicht abbilden lässt in Umfragen, weil es sich nicht gehört, schlecht über Schwarze zu reden. Aber es gibt Codeworte, die jeder versteht. Bill Clinton hat sie gegen Obama im Vorwahlkampf benutzt, und vor allem bei der weißen Arbeiterschicht zeigten sie Wirkung. Es ist die Chance McCains. Die weiße Arbeiterschicht, die einst Ronald Reagan für sich gewann, die sogenannten »Reagan Democrats«, könnten auch diesmal wieder den Aus-

schlag geben. Sie trauen diesem Jungen nicht, Sohn einer weißen Mutter aus Kansas und eines schwarzen Vaters aus Kenia, geboren in einer Zeit, in der es in Amerika noch Bundesstaaten gab, die Mischehen ächteten.

Dagegen McCain. In Amerika ist er seit Jahren eine feste Größe in der Politik, er ist ein Patriot und ein Held. Er passt natürlich in diese Zeit, in der Kriege und Konflikte in Serie ausbrechen. Er weiß, wie brutal es draußen zugeht in der richtigen Welt, er wurde schließlich jahrelang gefoltert, in einem Kriegsgefängnis in Vietnam. Je schwieriger die Weltlage ist, desto besser kommt er an. Da Obama, der Träumer. Hier McCain,

der Realpolitiker. Ist aber alles verloren, wenn McCain gewinnt? Der Aufbruch? Die Begeisterung einer neuen Generation? Wäre McCain also nichts anderes als Bush III, eine Verlängerung der unheilvollen Bush-Jahre?

Keineswegs. McCain ist kein Ideologe, kein Freund der religiösen Rechten wie Bush, eher ein Einzelgänger, ein Querdenker, manchmal ein Starrkopf, der Brücken zu den Demokraten baute und sich auch gegen die Mehrheit seiner Partei stellte.

»Maverick« heißt er in Amerika zu Recht – ein Kalb, das ohne Mutter aufwächst.

Auch er muss Amerikas Krieg im Irak beenden, auch er muss neue Allianzen aufbauen, auch er braucht eine Antwort auf die drohende Rezession. Und diese Antwort muss sich unterscheiden von der George W. Bushs. Es gibt eine Annäherung der Werte, vor allem in der Sozial- und in der Umweltpolitik. Es gibt eine Chance für eine Ära, in der sich der Staat zurückmeldet als ordnende Kraft.

Seit den 70er-Jahren, als Richard Nixon die Einführung einer allgemeinen Krankenversicherung erwog, ist nicht mehr so ernsthaft über den Ausbau des Sozialstaats diskutiert worden wie heute. Alle Bewerber der Demokraten hatten ein detailliertes Konzept für eine Krankenversicherung für alle vorgelegt, und selbst die wirtschaftsliberalen Republikaner haben das Thema entdeckt. McCain zeigt sich ebenfalls offen für »linke« Themen, etwa den Umweltschutz. Egal, wie die Wahl ausgeht – das zumindest ist schon jetzt ein Schritt in die richtige Richtung.

Marc Hujer war für den »Spiegel« in den USA. Gemeinsam mit dem »Spiegel«-Auslandschef Gerhard Spörl hat er das Buch »Die wiedervereinigten Staaten von Amerika« (Scherz Verlag, 322 S., 14,90 Euro) geschrieben. Fünf Exemplare von diesem Buch verlosen wir unter www.fluter.de



Wappenvogel der USA: Weißkopf-Seeadler

Gutes Recht

Der Politikwissenschaftler Georg Vanberg über die Verfassung der USA und ihre Vorbildfunktion für andere Länder.

Interview: Tobias Asmuth
Mitarbeit: Nicole Burgoyne

Georg Vanberg, wie finden Sie Ihre Verfassung?

Für mich hat sie wie für alle Amerikaner eine große Bedeutung. Kein Politiker würde sich offen hinstellen, und sagen: Ich will dies oder das ändern. Die Verfassung hat genauso wie zum Beispiel die Flagge Kultstatus.

Woran liegt das?

Zum einen daran, dass es sie schon seit 220 Jahren gibt. Und dann ist da natürlich ihre Geschichte: Nach Revolution und Unabhängigkeit schreiben sich die Bürger eines Landes zum ersten Mal ihre eigene Verfassung, unter der sie leben wollen.

Worin liegt das Erfolgsrezept dieser Verfassung?

Wer sie aufschlägt, stellt zunächst einmal fest, dass sie sehr kurz ist. Der erste Teil handelt vom Kongress, der zweite vom Präsidenten und der dritte vom Obersten Gericht. Die Verfassung legt ganz genau fest, wer für was wann zuständig ist und wie ein Gesetz zustande kommt. Kurz nach ihrer Verabschiedung wurde 1791 allerdings ein Grundrechtekatalog an die Verfassung angehängt, die Bill of Rights. Das waren die ersten zehn Zusätze am Ende der Verfassung, Amendments. Aber wie gesagt, der eigentliche Text der Verfassung ist ein Bauplan für ein funktionierendes politisches System.

Es gibt also Spielraum. Wer interpretiert die Verfassung?

Das macht der Supreme Court. Durch seine Rechtsprechung können die Regeln der Verfassung dem politischen Alltag eine völlig neue Richtung geben.

Der Supreme Court macht also Politik?

In gewissem Sinne. Auch in Deutschland gibt es das Bundesverfassungsgericht, das immer wieder Zweifelsfälle

klären muss. Zugegeben, die Rolle des Supreme Courts ist noch bedeutender, aber es ist gerade die Flexibilität der Verfassung, die der Grund ist, dass es die Verfassung nach über 200 Jahren immer noch gibt. Die Welt steht nicht still und gesellschaftliche Entwicklungen beeinflussen eine Verfassung. Die amerikanische Verfassung geht damit offen und produktiv um.

Aber könnte die Verfassung nicht auch gegen ihren Willen interpretiert und missbraucht werden?

Erst einmal muss man sagen, dass die Gewaltenteilung in der Verfassung sehr genau geregelt ist. Das berühmte System der Checks and Balances, also der gegenseitigen Kontrolle von Präsident, Kongress und Oberstem Gericht, macht es enorm schwierig, politische Entscheidungen durchzubringen. In Europa wird gerne so getan, als hätte der US-Präsident die absolute Macht, dabei muss er ständig nach Kompromissen suchen.



Die Verfassung war Vorbild für viele Länder – zum Beispiel für die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte nach der Französischen Revolution von 1789 ...

... auch für viele Verfassungen in Lateinamerika wie Mexiko, wo der Text der Verfassung große Ähnlichkeit hat.

Mexiko hat nicht unbedingt immer eine glückliche Geschichte erlebt.

Das zeigt, dass eine Verfassung nur eine Voraussetzung für eine funktionierende Demokratie ist. Sie wird erst durch das politische Umfeld und die politische Kultur lebendig. Der berühmte französische Schriftsteller Alexis de Tocqueville reiste nach der Unabhängigkeit durch die USA und schrieb, dass die Bürger unter der amerikanischen Verfassung fast alles tun könnten, was sie wollen, aber dass sie es aus moralischen Gründen oder vielleicht auch aus Mangel an Vorstellungsvermögen nicht tun würden – und so die Verfassung funktioniert. Was er damit meinte: Wenn Leute darauf aus sind, andere Leute zu unterdrücken, ist das in demokratischen Verfassungen immer möglich. Keine Verfassung der Welt kann davor schützen. Man braucht also das, was wir in den USA Commitment to the Rules nennen: die Einsicht und Bereitschaft der Menschen, sich an die Regeln zu halten.

Georg Vanberg ist Professor der Politikwissenschaften an der renommierten University of North Carolina at Chapel Hill, der ältesten öffentlichen Universität der USA.

Erster Präsident der USA: George Washington

Do
you
know
this
guy?

Zum Schießen

*Du bist 21 und erhältst vom Pentagon
einen 300-Millionen-Dollar-Auftrag,
der dich zu einem der größten
Waffenhändler des Landes macht.
Geht nicht? Geht doch.
Eine Räuberpistole aus dem Land der
unbegrenzten Möglichkeiten.*

Text: Oliver Gehrs

Das alte Leben des Efraim Diveroli existiert nur noch im Internet. Auf seiner MySpace-Seite gibt es ein Foto von ihm – wie er in einem weißen T-Shirt vor einer Schrankwand steht und lächelt. Vielleicht kommt er gerade vom Football oder aus dem Fitnessstudio, vielleicht schaut er sich gleich eine DVD an mit einem seiner Lieblingsfilme: *Heat*, *Scarface*, *Blow* oder *Der Pate* – halt irgendein Streifen, in dem viel geschossen wird.

In seinem neuen Leben spielt Diveroli selbst die Hauptrolle in einem Film, in dem es auch um Waffen geht, um Dunkelmänner, die im Hintergrund agieren, um Briefkastenfirmen. Es geht aber auch um den Kampf gegen den Terror weltweit, gegen die Schurkenstaaten. Es ist so eine Art Dokumentarfilm der ausgehenden Bush-Ära. Auch zu diesem Leben gibt es ein Foto. Es erschien in der »New York Times« und zeigt Diveroli mit zerzaustem Haar und überraschtem Blick. Als hätte man ihn gerade geweckt und vor die Kamera gezerrt. Es ist eines jener schonungslosen Behördenbilder, die dem Betrachter nur zwei Möglichkeiten lassen: Entweder sieht er ein Opfer oder einen Täter.

Auf seiner MySpace-Seite hat Diveroli neben seinen Hobbys und Lieblingsfilmen auch noch beschrieben, wie er sich seine Zukunft vorstellt. Dass er alles tun wird, um in seinem Job erfolgreich zu sein, und dass er sich eine hübsche Freundin wünscht, »mit einem guten Herzen, die in allen Lebenslagen hinter ihrem Mann steht«. Der letzte Eintrag ist vom 30.10.2005, damals war er 19. Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten. Aus dem netten Jungen vor der Schrankwand wurde einer der größten Waffenhändler im Krieg in Afghanistan.

Anfang 2007 erhielt Diveroli einen 300-Millionen-Dollar-Auftrag des Pentagon, damit er den afghanischen Verbündeten im Kampf gegen die Taliban Waffen lieferte.

Vielleicht hat er inzwischen auch eine hübsche Freundin. Fest steht jedenfalls: Heute könnte Diveroli mehr denn je einen Menschen gebrauchen, der hinter ihm steht.

Ende März erschien in der »New York Times« ein Artikel darüber, dass Diverolis Firma AEY Munition nach Afghanistan geliefert hatte, die über 40 Jahre alt war, und die amerikanische und afghanische Armeeangehörige teilweise als unbrauchbar bezeichneten. Blindgänger oder Patronen mit ungewisser Wirkung. Zudem seien die betagten Waffen über eine Briefkastenfirma auf Zypern und einen Mittelsmann aus der Schweiz besorgt worden, der auf einer schwarzen Liste steht.

Der Artikel schlug ein wie eine Bombe. Die Fernsehsender berichteten, die Behörden nahmen Ermittlungen auf und der demokratische Kongressabgeordnete Henry Waxman fragte stellvertretend für Millionen Leser und Zuschauer: »Wie konnte ein 21 Jahre alter Firmenchef einen sensiblen 300-Millionen-Dollar-Auftrag bekommen, um die afghanischen Kräfte mit Waffen zu beliefern?« Gute Frage. Dabei hätten sich die Beamten selbst im Internet über Diverolis Eignung informieren können. Schließlich scheint seine einzige Erfahrung im Waffengeschäft aus einem Job für den Waffenladen eines Onkels in South Central L.A. zu bestehen, dessen Kunden im Internet-Meinungsforum »epinion« regelmäßig Beschwerde führen – über nicht eingetroffene oder falsche Lieferungen.

Es beginnt am 11. September 2001

Anfang 2005 hielt die Kongressabgeordnete Diane E. Watson sogar eine Pressekonferenz vor dem Waffengeschäft ab, weil jahrelang ohne Erlaubnis Waffen aus einem dafür nicht ausgelegten Gebäude verkauft worden waren. Obendrein war Efraim Diveroli im Jahr 2006 zweimal polizeiauffällig geworden – weil sich eine Freundin über Belästigungen beschwerte, ein anderes Mal wegen eines gefälschten Führerscheins und eines tätlichen Angriffs auf einen Parkplatzwächter. Alles Auffälligkeiten, die in den USA normalerweise dafür ausreichen, um Schwierigkeiten bei der Eröffnung einer Hot-Dog-Bude zu bekommen. Gegen Waffenlieferungen im großen Stil hatte hingegen niemand was. Jedenfalls flossen auf das Konto von Diverolis Firma laut offiziellem Ausgaberegister allein im vergangenen Jahr 202 Millionen Dollar – für den Kampf gegen die Al Quaida und die Taliban – also gegen das, was George W. Bush und sein früherer Verteidigungsminister Donald Rumsfeld gern schlicht das Böse nennen. Das Böse ist nun Efraim Diveroli.

Doch diese Geschichte ist möglicherweise genauso falsch.

Beide Geschichten beginnen kurz nachdem am 11. September 2001 zwei Flugzeuge in das World Trade Center krachten und rund 3000 Menschen töteten. Damals begannen die USA den Kampf für eine sicherere

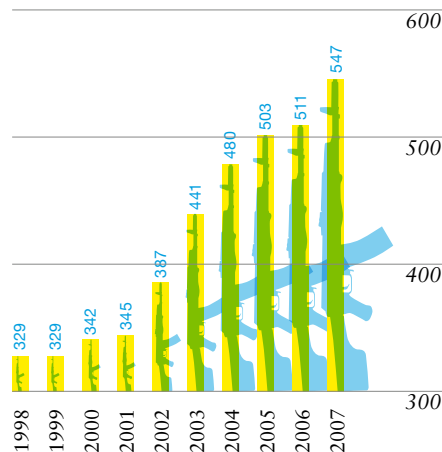
Welt. Zunächst in Afghanistan, wo man den Al-Quaida-Führer Osama bin Laden vermutete, später im Irak. Bei diesem Kampf benötigten die USA nicht nur andere Länder an ihrer Seite, sondern auch Firmen, die all das liefern konnten, was man in einem globalen Krieg gegen einen fast unsichtbaren Gegner so braucht: Flugzeuge, Schiffe, Panzer, Essen, Unterkünfte, Uniformen – Unternehmen wie Blackwater liefern sogar Soldaten, die praktischerweise in keiner offiziellen Statistik auftauchen, wenn sie im Kampf sterben. George Bush hat wie kein Präsident vor ihm die Außenpolitik zum Feld für Privatunternehmen gemacht, den Krieg zum Business für geschickte Geschäftsleute. Sie können am Kaputtmachen verdienen und am Wiederaufbau.

Der Krieg gegen den Terror ist der erste, der ganz nach den Regeln der Wirtschaft funktioniert. Wer am meisten für sein Geld bietet, erhält den Zuschlag – und wenn es die Firma eines 21-Jährigen ist, dessen stellvertretender Geschäftsführer auch nur eine Lizenz als Masseur hat, wie die Medien süffisant vermerkten. Als der Auftrag im Herbst 2006 ausgeschrieben wurde, machte AEY den besten Preis und erhielt den Zuschlag. Offenbar hatten sich die Kaufleute im Pentagon gegen die Sicherheitsstrategen durchgesetzt.

Normalerweise wird die Munition, die die US-Army einkauft, strengen Tests unterworfen. Erst nach eingehender Prüfung wird die Bestellung freigegeben. Aber bei den Waffen für die Afghanen musste es zügig gehen. Und vielleicht war es den Militärs auch nicht so wichtig, was die Kämpfer am Hindukusch da so genau in ihre Kalaschnikows stecken – sie kennen sich ja mit den Waffen aus sowjetischer Bauart nicht so aus. Jedenfalls gaben sie Diveroli einen Vertrag, in dem gerade mal drinstand, dass eine bestimmte Menge an Waffen geliefert werden soll, aber nichts darüber, wie alt die Munition sein darf. Vielleicht haben sie gedacht, dass niemand auf die Idee kommen könnte, Patronen zu liefern, die fast ein halbes Jahrhundert alt sind. Aber von denen gibt es jede Menge. Der Kalte Krieg, in dem sich Ost und West hochgerüstet gegenüberstanden, hat in Osteuropa ein gigantisches Erbe hinterlassen: Berge von

Militärausgaben der USA seit 1998 in Mrd. US-Dollar

Quelle: Sipri



Schaute gern »Der Pate« oder »Scarface«: Foto von Efraim Diveroli auf seiner MySpace-Seite

Raketen, Gewehren und Patronen – das meiste ist für wenig Geld zu haben. Diese Berge befinden sich in Ungarn, Tschechien oder Bulgarien, aber auch in politisch weniger zuverlässigen Staaten wie Rumänien oder Albanien. In den vergangenen Jahren wurden dort im Auftrag der NATO-Länder, darunter Deutschland, für viele Millionen Waffen vernichtet – aber es ist so viel davon da, dass man mit dem Vernichten kaum hinterherkommt. Und manchmal taucht das, was es eigentlich nicht mehr geben sollte, wieder auf.

Unter Beschuss steht nun das Pentagon, das den seltsamen Auftrag vergab

Zum Beispiel in Afghanistan. Fest steht, dass auch Efraim Diveroli in Albanien Geschäfte machte, dass er sich hier billig Munition beschaffte, um sie nach Afghanistan zu liefern. Munition, die nur noch bedingt geeignet ist, um Kriege zu führen

und wahrscheinlich gar nicht, um sie zu gewinnen und die Loyalität der wenigen afghanischen Verbündeten zu bewahren, die die USA in Afghanistan mehr denn je brauchen. Munition, bei denen sich die afghanischen Soldaten – etwa in Nawa – einem Außenposten an der pakistanischen Grenze – fragten, was sie denn damit machen sollen, was ihnen da teilweise aus kaputten Kartons entgegengammelte. Denn aus den sicheren Holzkisten wurde die Ware in Pappkartons umgepackt, wohl um die wahre Herkunft zu verschleiern – denn auf den Kisten waren chinesische Schriftzeichen – und Waffen aus China unterliegen in den USA einem Embargo.

Mittlerweile haben Ermittler der Regierung die Aussage eines US-Militärattachés, wonach sogar der US-Botschafter in Albanien geholfen haben soll, die Herkunft der Lieferungen zu vertuschen. Für viele Amerikaner ist das nicht mal eine Überraschung, weil sie sich bereits an die Geschäfte, die große Öl- oder Rüstungskonzerne mit der Regierung treiben, gewöhnt haben.

Bevor er Vizepräsident wurde, baute etwa Dick Cheney den Konzern Halliburton zum größten privaten Zulieferer militärischer Dienstleistungen um, dessen Börsenwert seit Beginn des Irak-Krieges deutlich anstieg und die Aktionäre, darunter Cheney, ziemlich glücklich gemacht haben dürfte. »Bis heute hat dieser Krieg 460 Milliarden Dollar gekostet, und es heißt, dass von jedem Dollar 40 Cent an private Unternehmen gehen«, sagt die Globalisierungskritikerin Naomi Klein. »Über diese Parallelökonomie hat es nie eine Debatte gegeben.«

AEY ist von künftigen Aufträgen mittlerweile ausgeschlossen worden, die aktuelle Vereinbarung wurde wegen Betrugs gestoppt, Efraim Diveroli muss sich vor Gericht verantworten. Aber am Pranger steht nicht nur ein ziemlich junger Waffenhändler aus Miami, sondern ein ganzes System. Ein System, das den Kampf für mehr Sicherheit so weit privatisiert hat, dass es eben diese Sicherheit nicht mehr garantieren kann.

»Neue Kriege bringen Geld«

Der Politologe Bates Gill über die wahnsinnigen Rüstungsausgaben der USA, den Einsatz privater Unternehmen im Krieg und darüber, was sich unter einem neuen Präsidenten ändern könnte

Interview: Andreas Braun

fluter: Im vergangenen Jahr gaben die USA 547 Milliarden Dollar für militärische Zwecke aus – das sind 45 Prozent der weltweiten Rüstungsausgaben. Was bezahlen die USA mit diesem Geld?

Gill: Das Geld fließt in die Kriege in Irak und Afghanistan, aber nicht nur. Die USA finanzieren damit auch zahlreiche militärische Verpflichtungen, die sie weltweit eingegangen sind: Humanitäre Einsätze, militärische Forschung und den »Krieg gegen den Terror« im eigenen Land.

Seit einigen Jahren wächst der sogenannte »private militärische Sektor«. Unternehmen wie Blackwater übernehmen etwa im Irak militärische Aufgaben im Auftrag der Regierung. Warum wird der Krieg privatisiert?

Es spart Geld! Diese Firmen agieren als Personenschützer oder sie überwachen Transporte und Häuser. Dabei ist der Einsatz von professionellen Soldaten nicht zwingend erforderlich. Im Gegensatz zu Soldaten haben Angestellte privater Sicherheitsfirmen keine langjährigen Verträge; Sozialabgaben und Pensionen müssen nicht gezahlt werden. Es ist also viel billiger. Und wenn private Unternehmen Jobs wie Personen- und Objektschutz übernehmen, kann sich die Armee auf ihre eigentliche Aufgabe konzentrieren.

Klingt nach einer rosigen Zukunft für die Branche?

Ich halte den Einsatz privater Sicherheitsfirmen auch künftig für sinnvoll. Die vielen amerikanischen Einsätze weltweit sind ohne sie nur schwer zu stemmen. Allerdings müssen die jeweiligen Aufgaben dieser Unternehmen genau definiert und abgewogen werden – sonst sorgen sie für Ärger.

Das hat Niccolò Machiavelli bereits vor 500 Jahren erkannt: Ein Herrscher, der sich auf Söldner stützt, wird niemals auf festem Boden stehen und sicher sein, so der Machttheoretiker. Hat er recht?

Absolut. Wenn die Loyalität der Soldaten nur daraus besteht, Geld zu verdienen, ist das sehr riskant. Gilt das Gesetz des Marktes, ist die Rechnung einfach: Neue

Kriege und Konflikte sorgen für mehr Geld. Es liegt also im Interesse dieser Unternehmen, dass neue Krisen entstehen. Das darf aber nicht das bestimmende Kriterium für das Handeln dieser Firmen sein.

Jeder Dollar aus dem Militärhaushalt fehlt an anderer Stelle, etwa in den Bereichen Bildung oder Gesundheit. Rechnen Sie damit, dass sich an den Rüstungsausgaben der USA nach der Wahl im November etwas ändert?

Nicht von heute auf morgen, schließlich werden die Truppen nicht über Nacht aus dem Irak und Afghanistan abgezogen. Das wird Jahre dauern. Und die anderen Verpflichtungen und Einsätze der USA werden sich auch nicht ändern. Es könnte aber sein, dass ein neuer Präsident die Ausgaben für bestimmte Waffenprogramme, etwa die teure Raketenabwehr, zurückfährt. Aber auch das wird nicht über Nacht geschehen.

Obama oder McCain – was muss der neue Präsident besser machen als George W. Bush?

Da ich in Europa lebe, wünsche ich mir, dass der kommende Präsident schnell etwas unternimmt, um die transatlantischen Beziehungen zu verbessern. Ohne eine stabile Partnerschaft zwischen Europa und den USA lassen sich die Herausforderungen der Zukunft nicht meistern.

Der heißt wirklich so

Der Amerikaner Bates Gill, 49, ist seit 2007 Direktor des Stockholmer Institutes für internationale Friedensforschung (Sipri). Seit 1966 widmet sich die Einrichtung der Friedens- und Konfliktforschung. Einen Großteil der Finanzierung übernimmt der schwedische Staat.

Militärausgaben in 2007

USA:	547 Milliarden Dollar
Großbritannien:	59,7 Milliarden Dollar
China:	58,3 Milliarden Dollar
Frankreich:	53,6 Milliarden Dollar
Japan:	43,6 Milliarden Dollar
Deutschland:	36,9 Milliarden Dollar

Quelle: Stockholm International Peace Research Institute (Sipri)



*abgefahren:
Protest gegen
Bush*



»Lynch, Lynch!«: Eines der Mädchen, die Elisabeth Eckford auf ihrem Weg in die Schule am 4. September 1957 beschimpfte, hat sich 40 Jahre später entschuldigt.

Mit 15 war Diskriminierung für mich Normalität

Als Elisabeth Eckford vor über fünfzig Jahren eine weiße Schule besuchen wollte, wurde sie fast gelyncht.

Ein Gespräch über Rassismus gestern und heute.

»Geh zurück in den Dschungel!« So wurde Elisabeth Eckford von Mitschülern beschimpft, als sie am 4. September 1957 als erste Schwarze die Central High School in Little Rock, Arkansas, betreten wollte und dabei fast gelyncht wurde. Das Bild von diesem Ereignis ging um die Welt und wurde eine der fotografischen Ikonen des 20. Jahrhunderts. Erst drei Wochen nach dieser Demütigung gelang Eckford der Zutritt – unter dem Schutz von US-Fallschirmtruppen, die Präsident Dwight D. Eisenhower geschickt hatte.

fluter: Frau Eckford, Sie leben nach wie vor in Little Rock, Arkansas. Wieso?

Elisabeth Eckford: Wieso sollte ich nicht? Das ist meine Stadt, hier fühle ich mich wohl.

Das war nicht immer so.

Doch. Es war immer meine Stadt.

Ich beziehe mich auf Ihr Wohlbefinden.

Damals, 1957, gingen die Bilder von der sogenannten Little-Rock-Krise um die Welt. Little Rock wurde zur Symbolstadt für die Rassenprobleme in den USA. Bis zu jenem Septembertag, als ich zusammen mit acht anderen schwarzen Jugendlichen eine ausschließlich von Weißen besuchte Schule betreten wollte, war die Welt für mich in Ordnung. Ich kannte nichts anderes als die Segregation, die Rassentrennung. Ich war 15, Diskriminierung war für mich Normalität, unwohl wurde es mir paradoxerweise erst, als ich diese Normalität infrage stellte.

Das klingt jetzt sehr akademisch. Der weiße Mob wollte Sie lynchen!

Für mich war das nicht das Schlimmste. Mit Morddrohungen musste ich rechnen. Schlimmer war, dass jene, die kamen, um uns zu helfen, also die Nationalgarde, sich gegen uns stellten. Das war der eigentliche Schock.

Gouverneur Orval Faubus hatte der Nationalgarde eben diesen Befehl gegeben, nämlich notfalls mit Waffengewalt den Schwarzen den Zutritt zur Highschool zu verwehren. Ich dachte, es sei genau umgekehrt, denn Little Rock gehörte eigentlich zu den progressiven Städten im Süden der USA. Bereits 1948, also lange bevor der Oberste Gerichtshof die Rassentrennung für verfassungswidrig erklärte, wurde an der University of Arkansas in Fayetteville ein schwarzer Student zugelassen, zu Beginn der 50er-Jahre wurde die Segregation auch an der Medizinischen Fakultät in Little Rock aufgehoben. Ich habe nie geglaubt, dass die Leute in Little Rock rassistischer sind, als anderswo in den USA.

Denken Sie heute auch so?

Was mich am meisten irritiert heute, ist die Tatsache, dass

die meisten Leute, die damals hier wohnten, nach wie vor behaupten, sie hätten von alledem nichts gewusst.

Stimmt es, dass der Reporter der New York Times Sie ermutigte, standhaft zu bleiben?

Ich trug an jenem Tag ein weißes Kleid, ich dachte, es würde ein Tag zum Feiern, ein schöner Tag, die Nationalgarde war da, um mich zu beschützen. Ich drückte meine Schulmappe fest an mich, wie wenn ich mich an etwas Sicherem halten wollte, als hinter mir die Leute zu schreien begannen, mich bedrohten und verfluchten. Ich trug eine Sonnenbrille, doch der Reporter sah, dass ich meine Tränen kaum zurückhalten konnte. Er näherte sich mir: »Don't let them see you cry.« Es war ein weißer Reporter, er hieß Benjamin Fine und wurde später an jenem Tag zusammengeschlagen.

Präsident Eisenhower war gezwungen, Fallschirmtruppen zu entsenden, um Ihnen den Zutritt zur Highschool zu ermöglichen.

Er hatte keine andere Wahl, seine Autorität wäre untergraben worden, hätte er sich dem Willen des Gouverneurs gebeugt. Man muss sich in jene Zeit zurückversetzen: 1954 hatte das Oberste Gericht im Rechtsstreit zwischen der zehnjährigen schwarzen Linda Brown und den Schulbehörden von Topeka, Kansas, für das Mädchen entschieden. Ein Jahr später boykottierte die schwarze Gemeinschaft von Montgomery, Alabama, zwölf Monate lang den öffentlichen Busverkehr. Die schwarze Schneiderin Rosa Parks hatte sich geweigert, ihren Sitzplatz einem weißen Mann zur Verfügung zu stellen, wie dies die Gesetze vorsahen. Dann kamen wir, der Präsident konnte nicht mehr wegschauen, die Entwicklung war nicht mehr aufzuhalten.

Würden Sie es nochmals tun?

Nein, aber es musste getan werden. Die politische Segregation ist durch eine ökonomische Rassenteilung abgelöst worden. Die weißen Studenten gehen in teure Privatschulen, die schwarzen Studenten in öffentliche Highschools. Trotzdem hat es sich gelohnt. Rassismus kann man nicht besiegen, nur eindämmen.

Im September vergangenen Jahres wurden in Little Rock die Helden von damals gefeiert. Kam Freude auf?

Bill Clinton war dort, er war Gouverneur in Little Rock, bevor er Präsident wurde.

Er war ebenso an der Feier 1997 zugegen, wie seine Frau Hillary. Im Vergleich zu vor zehn Jahren waren dieses Mal wesentlich mehr Leute anwesend, es war ein kleines Volksfest.

War Ihnen damals bewusst, dass Sie eine tektonische Plattenverschiebung ausgelöst hatten?

Nein, ich wollte einfach nur zur Schule.

Black is beautiful!

Farbe statt schwarz/weiß: Infos zum Kampf gegen den Rassismus in den USA

Um 1900 wurde die Civil-Rights-Bewegung gegründet. Sie setzte sich für die Gleichberechtigung der Afroamerikaner ein. Weltweite Aufmerksamkeit erlangte die Bewegung durch Martin Luther King in den späten 50er- und 60er-Jahren. King



Martin Luther King

wurde am 4. April 1968 unter nicht geklärten Umständen ermordet. Black Power Seit einer Demonstration 1966 in Jackson ist Black Power der Slogan einer Bürgerrechtsbewegung. Black Power stand für schwarzes Selbstbewusstsein (»Black is beautiful«): Statt sich in die weiße Gesellschaft zu integrieren, betonte man die eigene Kultur.

Panther-Bewegung

Black Panther war eine afroamerikanische



Mitglieder der militanten Black-Panther-Partei protestieren gegen den Mordprozess von Black-Panther-Führer Huey Newton

gründeten daraufhin 1966 die Black Panthers Party. Die Partei sollte bewaffneten Widerstand gegen die damalige gesellschaftliche Unterdrückung leisten. Mitglied war die schwarze Bürgerrechtlerin Angela Davis, die wegen Terrorverdachts unschuldig verhaftet wurde.

Rassenunruhen

Als Watts-Unruhen werden die schweren Ausschreitungen bezeichnet, die 1965 in Los Angeles im südlichen Stadtteil Watts ausbrachen und innerhalb von sechs Tagen

Bürgerrechtsbewegung in den USA der 60er- und 70er-Jahre. Die Ermordung des Schwarzenführers Malcolm X 1965 löste landesweit schwere Unruhen aus, in deren Verlauf über 300 Schwarze von Militär und Polizei getötet wurden. Zwei junge Farbige in Kalifornien



Malcolm X

34 Todesopfer sowie über tausend Verletzte forderten. Es gab rund 4000 Verhaftungen, der Sachschaden wurde auf 35 Millionen US-Dollar beziffert. Wiederum in L.A. brachen am 29. April 1992 bürgerkriegsähnliche Zustände aus, als vier Polizisten, die der Misshandlung des Afroamerikaners Rodney King beschuldigt worden waren, von einem Gericht freigesprochen wurden. Bilanz nach sechs Tagen: mehr als 50 Tote, über 2 300 Verletzte.

Literatur und Filme

Demny, Oliver: »Die Wut des Panthers«, Münster, (1996)

»The Color of Fear« (1994)

Dokumentarfilm über Rassenhass unter Minderheiten.

»Malcolm X«

(1992) Denzel Washington spielt in diesem Film von Spike Lee den Schwarzenführer.

»Mississippi Burning« (1988) Film über den Mord an drei Bürgerrechtlern.

Angela Davis



Quer durch Missouri, 10-11 a.m

ON THE ROAD, TAG 2



Damian nennt sich der blauäugige Teufel. Er hat das liebste Gesicht und die bösartigsten Tätowierungen im ganzen Bus: Totenschädel, Knochen und SS-Runen bedecken seine Haut. Sie ziehen

sich wie ein blau-schwarz-rotes Pilzgeflecht von den Zehen bis über das Kinn ins Gesicht hinein. »Wow, ist das da ein Hakenkreuz?«, fragt Nash, ein unrasierter Mann mit erdnussförmigem Kopf, der gerne trinkt und angeblich das Kind indischer Brahmanen ist. »Hakenkreuze sind toll. Sie bedeuten Glück und Frieden in unserer Welt.« Die Fahrt durch Missouri ist die anstrengendste bislang, der Bus macht kaum Pausen, die Luft fühlt sich an wie geschmolzenes Gummi. »Halb so schlimm, Mann«, beruhigt mich der blauäugige Teufel. Im Gefängnisbus haben sie mich 16 Stunden lang mit Fußketten und Handschellen gefesselt. Das war hart. Im Knast habe er viel Geld verdient, weil er die anderen Gefangenen mit aufgekochter Vaseline, einer Gitarrensaite und einem umgebauten Haarschneider tätowiert habe. »Wenn wir da sind, kannst du mitkommen«, sagt Nash zu mir. »Wir fahren in ein Kaff aufs Land und saufen uns zwei Tage lang besinnungslos.« »Nein, Mann, der Deutsche kommt mit mir!«, ruft der blauäugige Teufel. »Ich und meine Freunde gehen in die Wüste. Und da draußen, wo uns niemand sieht, hauen wir uns gegenseitig die Fresse ein.« (Lies auf Seite 22: Wie sich ein Elefant auf mich setzt ...)

Distanz bis zum Ziel: 2735 Kilometer

Letzte Nacht geschlafen: 3 Stunden

Gegessen: Kekse von einer fundamentalen Christin

Andere Deutsche: 0

Besondere Vorkommnisse: Das erste Mal Kautabak probiert (zum Erstaunen aller Anwesenden nicht gekostet)



DAMIAN mag Totenköpfe



Nash will unbedingt mal auf s Oktoberfest



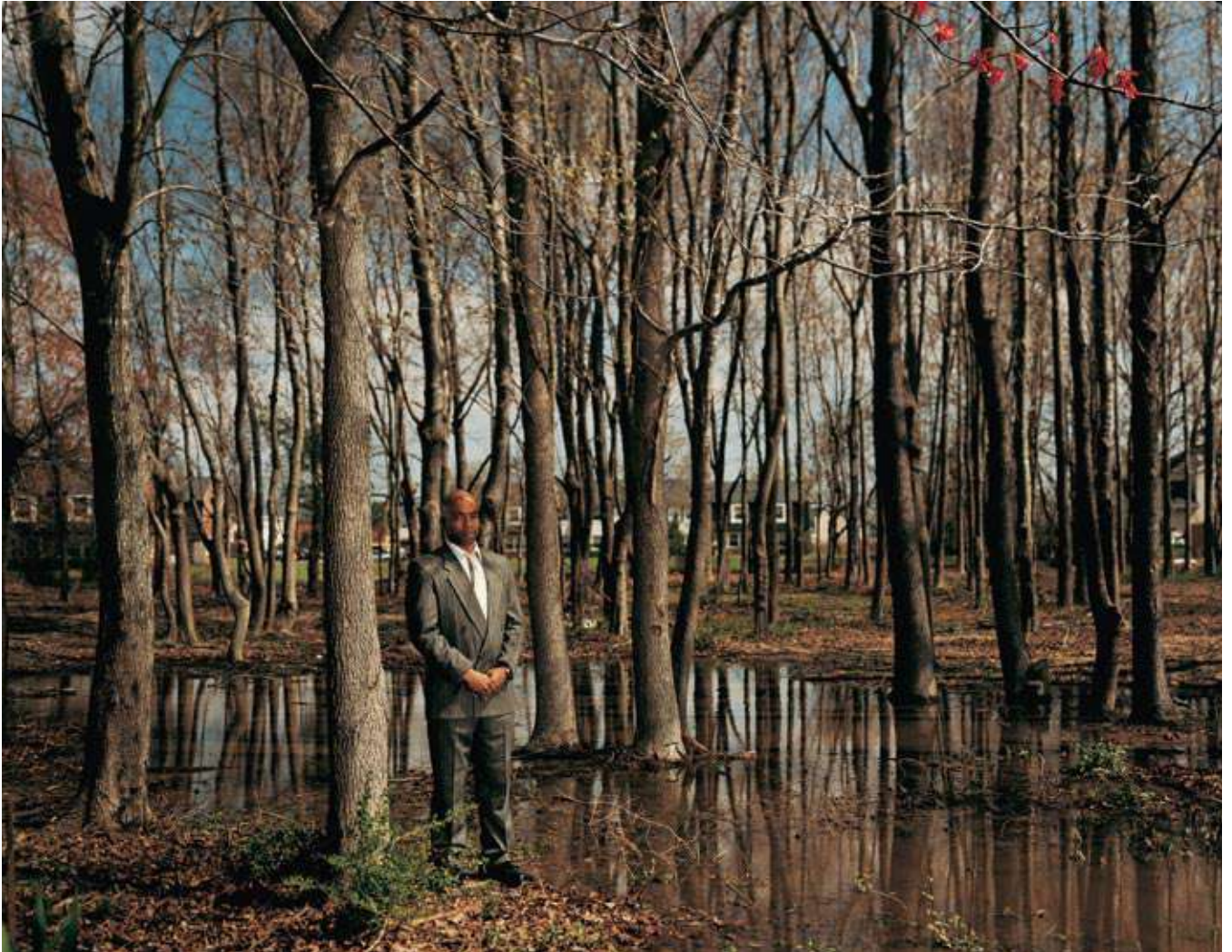
Calvin Washington im C&E Motel, Raum Nr. 24, in Waco, Texas, wo ein Zeuge sein Geständnis gehört haben will. Er saß 13 Jahre einer lebenslänglichen Haftstrafe ab.

Wo es anfang

Gegenüberstellung: Die Fotografin Taryn Simon ist mit unschuldig Verurteilten zu den Orten gegangen, wo sie ihre Taten begangen oder sie gestanden haben sollen.



Jeffrey Pierce, hier auf dem Lake Huron in Michigan, saß fast 15 von 65 Jahren ab.
Verurteilt wurde er wegen Vergewaltigung und Raub.



Troy Webb in einem Wald in Virginia Beach.
Von einer 47-Jahre-Haftstrafe wegen Vergewaltigung, Kidnapping und Raub
saß er siebeneinhalb Jahre ab.



Charles Irvin Fain am Snake River in Melba, Idaho.
Fain wurde wegen Mord, Vergewaltigung und Kidnapping zum Tode
verurteilt. Er saß fast 18 Jahre in der Todeszelle.

Wo es endet

*Noch immer gibt es in den USA
die Todesstrafe – doch sie ist umstritten
wie nie, weil immer mehr
Unschuldige freikommen.
fluter hat drei zum Tode Verurteilte
besucht.*

Text: Serge Debrebant

Zuerst war es nur eine Vermutung – eine Hoffnung, an die sich seine Gedanken klammerten. Wenige Monate saß Dan Bright in einer Todeszelle, weil er einen Truckfahrer vor einer Bar ermordet haben soll, da erzählte ihm ein Freund, dass das FBI den Tatort observiert hatte. Dan Bright schrieb dem FBI und bat die Bundespolizisten, ihm Unterlagen über seinen Fall zu schicken. Als sie sich weigerten, schrieb er ihnen noch einmal. Als sie sich wieder weigerten, schrieb er ihnen wieder. Zweieinhalb Jahre ging das so, bis sie ihm endlich einen 65 Seiten langen Report zusandten, dessen Inhalt vollständig geschwärzt war – bis auf einen einzigen Satz: »Die Quelle gab an, dass Daniel Bright für einen Mord im Gefängnis sitzt, der von ... begangen worden ist.« **Der Name des Mörders war wieder geschwärzt.**

Das Dokument, das die Nummer 212 trägt, führte dazu, dass Dan Bright freigesprochen wurde. Mittlerweile lebt er wieder in seiner Heimatstadt New Orleans. Er sitzt am Küchentisch in seinem Appartement am Stadtpark, ein durchtrainierter Schwarzer, Mitte 30, mit goldenen Ohrringen, und erzählt vom Prozess, der Zeit im Gefängnis und wie er sich das Dokument 212 beschaffte. »Neun Jahre saß ich unschuldig, aber bis heute hat sich niemand bei mir dafür entschuldigt.«

Die Vereinigten Staaten sind heute das einzige westliche Industrieland, in dem die Todesstrafe nach wie vor angewendet wird. Noch immer wird sie von zwei Dritteln der Amerikaner befürwortet, in 36 von 50 Bundesstaaten ist sie erlaubt. Besonders im Süden, Dan Brights Heimat, ist sie stark verbreitet. 80 Prozent aller Exekutionen finden im Süden der USA statt. Seit der Oberste Gerichtshof die Vollstreckung der Todesstrafe 1976 wieder zuließ, sind landesweit mehr als 1 100 Gefangene hingerichtet worden. In der gleichen Zeit sind rund 130 Todeskandidaten freigesprochen worden, weil Zweifel an ihrer Schuld bestanden – Tendenz steigend. Nicht nur Anwälte, sondern auch Journalisten,

Nichtregierungsorganisationen und studentische Arbeitsgruppen bemühen sich, Fälle aufzudecken, in denen Menschen unschuldig in der »Death row« sitzen. Die wachsende Zahl freigelassener Todeskandidaten hat dazu geführt, dass heute 90 Prozent aller Amerikaner davon ausgehen, dass unschuldige Todeskandidaten bereits hingerichtet worden sind. Es gibt viele Gründe, warum es zu einer Verurteilung eines Unschuldigen kommt. Eine Arbeitsgruppe an der Northwestern Law School in Chicago untersuchte vor sieben Jahren die Fälle von 86 freigesprochenen Todeskandidaten und fand heraus, dass falsche Aussagen von Augenzeugen in 45 Fällen entscheidend waren und die Staatsanwaltschaft oder die Polizei in 17 Fällen ihre Amtspflichten verletzt hatten – beispielsweise, indem sie Beweise unterschlugen.

In Dan Brights Fall trifft beides zu: Ein Spitzel hatte dem FBI schon vor dem Prozess erklärt, dass Bright unschuldig sei. Die Behörde behielt dieses Wissen aber für sich, um den Spitzel zu schützen. Stattdessen sagte vor Gericht ein Barbesucher aus, der zwölf Stunden getrunken und damit gegen seine Bewährungsaufgaben verstoßen hatte – und dessen Aussage zur Entscheidung beitrug. Die Jury fällte ihr Urteil nach nur eineinhalb Tagen, der Richter hatte schließlich um eine schnelle Entscheidung gebeten, weil ein langes Wochenende bevorstand. Aber wie kam Bright überhaupt als Täter infrage?

Vom Recht, andere im Namen des Gesetzes umzubringen

Er war an diesem Tag in der Nähe der Bar, als er Schüsse hörte und zwei Männer sah, die ihre Gesichter unter Kapuzen verbargen und wegrannten. Da er damals mit Drogen dealte, meldete er sich nicht bei der Polizei, sondern fuhr wie geplant nach Florida und machte in Disney World Urlaub. Währenddessen wurde sein Bild bereits im Fernsehen gezeigt. Die Polizei hatte ihn zur Fahndung ausgeschrieben, obwohl sie nicht einmal bei seinen Eltern nachgefragt hatte, wo er sich aufhält.

Wie viele Fehler in Todesstrafen-Prozessen auftreten, zeigt ein Report, den James Liebman 2000 veröffentlichte. Liebman arbeitet als Jura-Professor an der Columbia-Universität in New York. In seiner Studie wertete er die Berufungsverfahren von 5 760 Todeskandidaten zwischen 1973 und 1995 aus. Er fand heraus, dass 68 Prozent der Todesurteile aufgehoben wurden, weil **schwerwiegende Fehler den Prozess beeinträchtigt hatten. Kam es zu** einer neuen Verhandlung, erhielten nur 18 Prozent der Angeklagten wieder die Todesstrafe, 75 Prozent eine geringere Strafe und sieben Prozent wurden freigesprochen. Im Grunde genommen war Liebmans Report die Todesstrafe für die Todesstrafe. Dennoch hat sich durch den Report nicht viel geändert – weil die Todesstrafe für viele Amerikaner zu den festen Glaubensbekenntnissen ihrer Gesellschaft gehört. Wie das Recht, eine Waffe

tragen zu können. Vor allem für republikanische Politiker gehört zu den unbegrenzten Möglichkeiten eben auch die Möglichkeit, Menschen im Namen des Gesetzes zu töten.

Oft entscheidet auch der soziale Status, wer getötet wird oder nicht. »Wer sich einen guten Anwalt leisten kann, wird auch nicht zum Tod verurteilt«, sagt Richard Dieter, der das Death Penalty Information Center leitet, das sich um öffentliche Aufklärung über die Todesstrafe bemüht. Berühmt ist der Fall des ehemaligen Footballspielers und Schauspielers (»Die nackte Kanone«) O. J. Simpson, der 1995 angeklagt wurde, seine Frau und ihren Liebhaber ermordet zu haben. Er wurde freigesprochen, obwohl sich viele Beobachter über seine Schuld einig waren. Simpson hatte ein Heer von Anwälten beschäftigt, die die Meinung der Geschworenen geschickt beeinflussten. Anders Dan Bright, der sich nur einen Anwalt leisten konnte, den Geschworene später als unbeholfen, unvorbereitet und betrunken beschrieben.

Ein Beutel voll mit hochwirksamem Marihuana

Auch Justin Wolfes Anwalt hat während der Verhandlung viele Fehler gemacht. Wolfe ist 26 Jahre alt, trägt einen blonden Vollbart und sitzt in einem Gefängnis in Virginia, dem Bundesstaat mit den meisten Hinrichtungen nach Texas. Sein Fall erregte vor sechs Jahren großes Aufsehen – zum einen, weil durch ihn einer der größten Drogenringe in der Geschichte des Bundesstaates aufgefliegen war, zum anderen, weil es weiße, gut ausgebildete Vorstadtkinder waren, die diesen Drogenring aufgebaut hatten, und keine schwarzen Getto-Kids.

Justin Wolfe war 19 Jahre alt, ein Jahr zuvor von der Highschool abgegangen, als er sich in der Wohnung einer Freundin mit seinem Dealer traf, dem 21-jährigen Danny Petrole. Petrole brachte einen großen Matchbeutel voller chronic mit – hochwirksames Marihuana. Wolfe nahm es an sich, versteckte es und ging dann mit Freunden in einen Club, während Petrole in eine benachbarte

Kleinstadt fuhr, in der er sich vor Kurzem ein Haus gekauft hatte. Als Petrole einparken wollte, kam ihm ein Wagen in die Quere, versperrte ihm den Weg und ein Mann mit Kapuzenpulli stieg aus. Neun Schüsse fielen aus wenigen Metern Entfernung durch das Beifahrerfenster. Der Mörder setzte sich einige Tage später nach Kalifornien ab, wo ihn die Polizei festnahm.

Er hieß Owen Barber und hatte sich mit Wolfe in der Highschool angefreundet. Barber gab zu, Petrole ermordet zu haben, sagte aber aus, dass Wolfe ihn beauftragt habe. Barbers Freundin und andere Dealer bekräftigten die Geschichte. Wolfe beteuerte, dass er unschuldig sei, doch die Jury glaubte ihm nicht. Als sie ihre Entscheidung verkündete, sackte Wolfe zusammen und murmelte »Wow«. **Plötzlich war er der jüngste Todeskandidat, den es in Virginia je gegeben hatte.**

Sechs Jahre ist das jetzt her, und noch immer klingt Wolfes Stimme ungläubig, als er sich an diesen Augenblick erinnert: »Ich weiß nicht. Was hätte ich denn sagen sollen? Ich bin unschuldig.« Wolfe spricht ruhig und überlegt. Damals vor Gericht wirkte er noch wie ein Junge, der kicherte, wenn man ihn auf das Geld, die Partys und seine Frauengeschichten ansprach. Doch dem Staatsanwalt gelang es, ihn als kaltblütig berechnenden Drogenpaten darzustellen. Es gelang ihm auch deshalb, weil Wolfes Anwalt noch nie in einem Mordprozess verteidigt hatte. Die Anwaltskammer entzog ihm wenige Monate später die Lizenz.

Mittlerweile hat Wolfe einen überzeugenden Beweis für seine Unschuld – einen Beweis, den er dem Zufall verdankt. Als einer von Barbers Zellengenossen vor drei Jahren las, dass ein Termin für Wolfes Hinrichtung angesetzt worden war, meldete er sich bei Wolfes Anwälten und erklärte, dass ihm Barber gestanden habe, den Mord ohne Wolfes Wissen geplant zu haben. Daraufhin besuchte ein privater Ermittler Barber im Gefängnis und ließ ihn ein neues Geständnis unterschreiben. Da Barber es später widerrief, wurde es nicht als Beweisstück angenommen. Für Wolfe könnte es dennoch der erste Schritt in die Freiheit sein. Vielleicht ist es noch nicht zu spät.

In den Vereinigten Staaten ist es üblich, dass Anwälte jede Möglichkeit, das Urteil anzufechten, ausschöpfen. Jeder Berufungsantrag durchläuft mehrere Ebenen, bis er beim Obersten Gerichtshof landet. Im Durchschnitt verbringt ein Verurteilter zwölf Jahre in der Todeszelle, bevor er hingerichtet wird. Justin Wolfe hatte schon zwei Exekutionstermine, aber seine Anwälte erwirkten, dass beide verschoben wurden. Es ist ein Rennen gegen die Zeit: Sollte das Gericht seine letzten Berufungsanträge ablehnen, könnte er im nächsten Jahr sterben.

Vor fast zehn Jahren befand sich John Thompson in derselben Lage. Seine Hinrichtung war angesetzt – da erhielten seine Anwälte einen Anruf einer privaten Ermittlerin, die für sie arbeitete. Sie hatte Blutspuren gefunden, die dazu führten, dass Thompsons Fall neu aufgerollt wurde und er heute im siebten Stock



**China
470+**

USA: Staaten ohne Todesstrafe

Alaska
Massachusetts
New York
West Virginia
Hawaii
Michigan
North Dakota
Wisconsin
District of Columbia
Iowa
Minnesota
Rhode Island
Maine
New Jersey
Vermont

Gesamt 14 Staaten, ein Distrikt
Quelle: DEATH PENALTY INFORMATION CENTER,
Washington D.C.

eines Luxushotels in New Orleans sitzen und an einer Konferenz teilnehmen kann, bei der es um die Todesstrafe geht. Er ist ein kahler, hagerer Mann Mitte 40, trägt ein Polohemd, eine weite Baumwollhose und ist schwarz – auch das ist immer ein Thema, wenn es um die Todesstrafe geht. Studien zeigen, dass mehr als 40 Prozent aller Todeskandidaten schwarz sind – ein Prozentsatz, der dreimal höher als der schwarze Bevölkerungsanteil ist.

Thompson holt ein großes Foto aus einer Mappe. Es zeigt einen weißen Mann, der vor einem Schreibtisch posiert. Dieser Mann heißt Jim Williams, er ist der Staatsanwalt, der gegen John Thompson geklagt hatte. Das Foto erschien in den 90er-Jahren in einer amerikanischen Männerzeitschrift. Williams sieht selbstsicher in die Kamera, auf einer Seite seines Schreibtisches steht das Miniaturmodell eines elektrischen Stuhls. Fünf Köpfe von Verurteilten kleben auf ihm. Alle hatte Williams in die Todeszelle gebracht, alle Urteile wurden später aufgehoben. Der Kopf in der Mitte gehört Thompson. Auf dem Foto trägt er Afrolocken. 22 war er damals.

Wenn heute über die Todesstrafe debattiert wird, geht es immer öfter auch um DNA-Beweise. 16 Todeskandidaten sind bereits freigelassen worden, weil sie so ihre Unschuld beweisen konnten. Bei Thompson reichte ein Abgleich von Blutgruppen. Die Polizei hatte Kleidung mit Blutspuren unterschlagen – nachdem die Kleidung erneut analysiert wurde, war klar, dass die Blutgruppen nicht übereinstimmten. Der Mord wurde erneut verhandelt und

Thompson freigesprochen. Er klagte auf eine Entschädigung und bekam 14 Millionen Dollar zugesprochen – fast eine Million für jedes Jahr in der Zelle. Demnächst wird sein Fall verfilmt: Matt Damon und Ben Affleck sollen die Anwälte spielen.

Solche Geschichten haben dazu geführt, dass die Unterstützung für die Todesstrafe seit den späten 90er-Jahren schwindet. Sie ist immer noch hoch, aber es ist ein Anfang. Auch die Staatsanwaltschaften sind gewissenhafter geworden. Seit 1999 hat sich die Zahl der Vollstreckungen halbiert: 42 waren es im vergangenen Jahr – 1999, auf dem Höchststand, wurden noch 98 Menschen hingerichtet. Die Zahl der Verurteilungen hat sich sogar fast gedrittelt: 1995 waren es 326, 2007 nur noch 110. Und es gibt Staaten, die sich ganz von der Todesstrafe abwenden: New Jersey hat sie im Dezember 2007 abgeschafft, Maryland, New Mexico und Nebraska könnten folgen. »Auf lange Sicht«, sagt Richard Dieter vom Death Penalty Information Center, »wird die Todesstrafe verschwinden, und die Geschichten über unschuldig Verurteilte werden großen Anteil daran haben.«

Es ist schon Nachmittag, als Thompson auf der Konferenz drei Freunde bittet, vorzutreten, und die Jahre nennt, die sie unschuldig im Gefängnis verbracht haben. Das Publikum klatscht und jubelt den Männern zu, als wären sie Hollywoodstars. Es ist eine unwirkliche Szene, aber sie tut diesen Männern gut, die so viele Jahre im Gefängnis verbracht haben. 43 Jahre insgesamt.



Iran
317+



Saudiarabien
143+



Pakistan
135+



USA
42

Made in Germany

Einige Fakten zu einem ganz besonderen Verhältnis:

Der Freiburger **Kartograf Martin Waldseemüller** gab Amerika seinen Namen, weil er fälschlicherweise den Italiener Amerigo Vespucci für den Entdecker hielt.



Knapp die Hälfte der US-College-Studenten hält Volvo für eine deutsche Automobilmarke. Der deutsche Sportartikelhersteller »Adidas« kommt für die meisten Amis hingegen aus dem eigenen Land.

Neil Armstrong, der erste Mensch auf dem Mond, hatte deutsche Vorfahren. Genauso wie der Jeans-Erfinder Levi Strauss, der Schwimmer und Tarzan-Darsteller Johnny Weissmüller, »Peanuts«-Erfinder Charles Schulz, die Schauspielerin Sandra Bullock sowie Ketchup-Macher Henry John Heinz, Piano-Bauer Henry Steinway und der King of Rock'n'Roll, **Elvis Presley**.

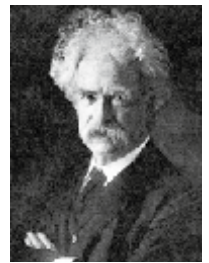
Anzahl der Amerikaner, die bei der letzten Volkszählung im Jahre 2000 angaben, deutsche Vorfahren zu haben: 43 Millionen.

Anzahl der Amerikaner, die angaben, afrikanische Vorfahren zu haben: 24,9 Millionen.

Deutsche Wörter, die man auch im Amerikanischen benutzt: Zeitgeist, Angst, Rucksack, Ersatz-(Car), verboten, Doppelgänger, Glockenspiel, Kaffeeekat(s)ch, kaput(t), Muesli.

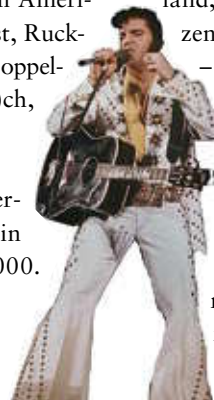
Anzahl der Deutschen, die interniert wurden, als die USA 1917 in den Ersten Weltkrieg eintraten: 6 000.

Mark Twain reiste 1891 nach Europa, wo er mehrere Jahre blieb und auf Vortragstournee ging, um seine Schulden abzubauen. Als Wohnsitz wählte er anfangs für einige Monate Berlin, das ihm so gut gefiel, dass er später seine beiden Töchter dorthin zum Studium schickte. Aus dieser Zeit im Winter 1891/92 stammt dieses Twain-Zitat: »I don't believe there is anything in the whole earth that you can't learn in Berlin except the German language.«



Mark Twain

Aktuell leben 99 891 Amis in Deutschland, das sind gerade mal 1,5 Prozent aller Ausländer. Im Jahr 2000 – vor dem 11. September – waren es noch 113 623. In Berlin leben die meisten US-Bürger: 13 761. Noch 1991 hatten nur 8 264 ihren Hauptwohnsitz in Berlin, 1989 waren es 7 750 (Berlin-West). Erklärung: Armeeangehörige waren nicht verpflichtet, sich in Berlin zu melden.



Springfield/Missouri, 7.40 p.m.



ON THE ROAD, TAG 3

Drei gute Gründe, aus dem Bus auszusteigen und die Nacht in einem billigen Motel zu verbringen:

a) Rednecks: Die gibt es leider wirklich in den

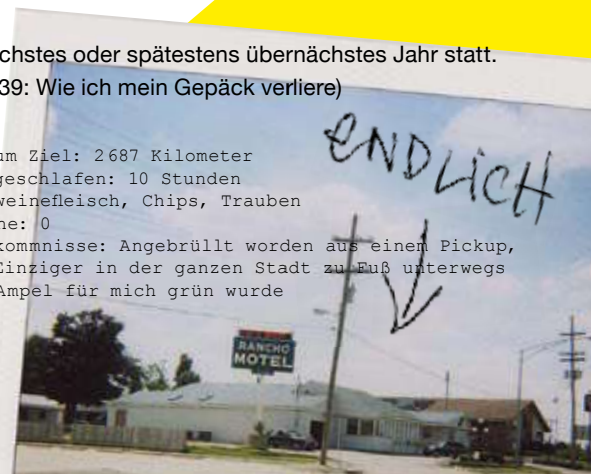
USA. Sie haben einen IQ von ungefähr fünfzig und schon mit Anfang zwanzig keine Schneidezähne mehr. Gemeinsam mit ihren Kumpels sind sie auf dem Weg zur »Truck-Dra-ver-Skouhl«, um »Truck-Dra-ver« zu werden. Während der Fahrt machen sie komische Geräusche und rütteln an deinem Sitz, nur um dir Sachen zu sagen wie: »German, Ey German! You know whaa a bous aint got no wings? Cause a bous is a bous. Uahuahurr!« b) Elefanten: Du sitzt am Fenster, schaust raus und schläfst ein. Plötzlich spürst du einen heftigen Druck auf deinem rechten Oberschenkel und siehst: Ein 200-Kilo-Mann liegt halb auf dir drauf. Die Chance, irgendwann selber Fett anzusetzen, ist gar nicht mal so gering, wenn man viel Greyhound fährt. Selten gibt es in den Stationen was anderes zu essen als Hamburger, Süßigkeiten und Chips.

c) Prediger: Vorsicht bei netten älteren Damen aus der Region des »Bible-Belt«. Man kann wunderbar mit ihnen plaudern, aber wenn es um Religion geht, ist der Spaß vorbei. Sie spucken Gift, drohen mit der Hölle und rezitieren stundenlang ihre liebsten Bibel-Verse. Viele Menschen hier glauben an einen zornigen Gott. Und diesen Zorn lassen sie dich spüren. Der Weltuntergang findet übrigens

dieses oder nächstes oder spätestens übernächstes Jahr statt.

(Lies auf Seite 39: Wie ich mein Gepäck verliere)

Distanz bis zum Ziel: 2 687 Kilometer
Letzte Nacht geschlafen: 10 Stunden
Gegessen: Schweinefleisch, Chips, Trauben
Andere Deutsche: 0
Besondere Vorkommnisse: Angebrüllt worden aus einem Pickup, weil ich als Einziger in der ganzen Stadt zu Fuß unterwegs war und eine Ampel für mich grün wurde



ICH KOMME IN DIE HÖLLE

Let me give you a real tip! I've found something that money can't buy and I want to share it with you. I've usually been content with my life. But one day I was brought face-to-face with a serious matter. It was a simple statement that believeth on the Son hath...



**WAS SIE
UNS
VORSPIELTEN ...**

*(... und wie es wirklich war)
Bitte umblättern*

Die ersten Amis...

...und wie man sie los wurde:
Die wichtigsten Kämpfe und Schlachten

Vor ca. 12.000 Jahren kamen die ersten Indianer von Asien über die Beringstraße nach Nordamerika.

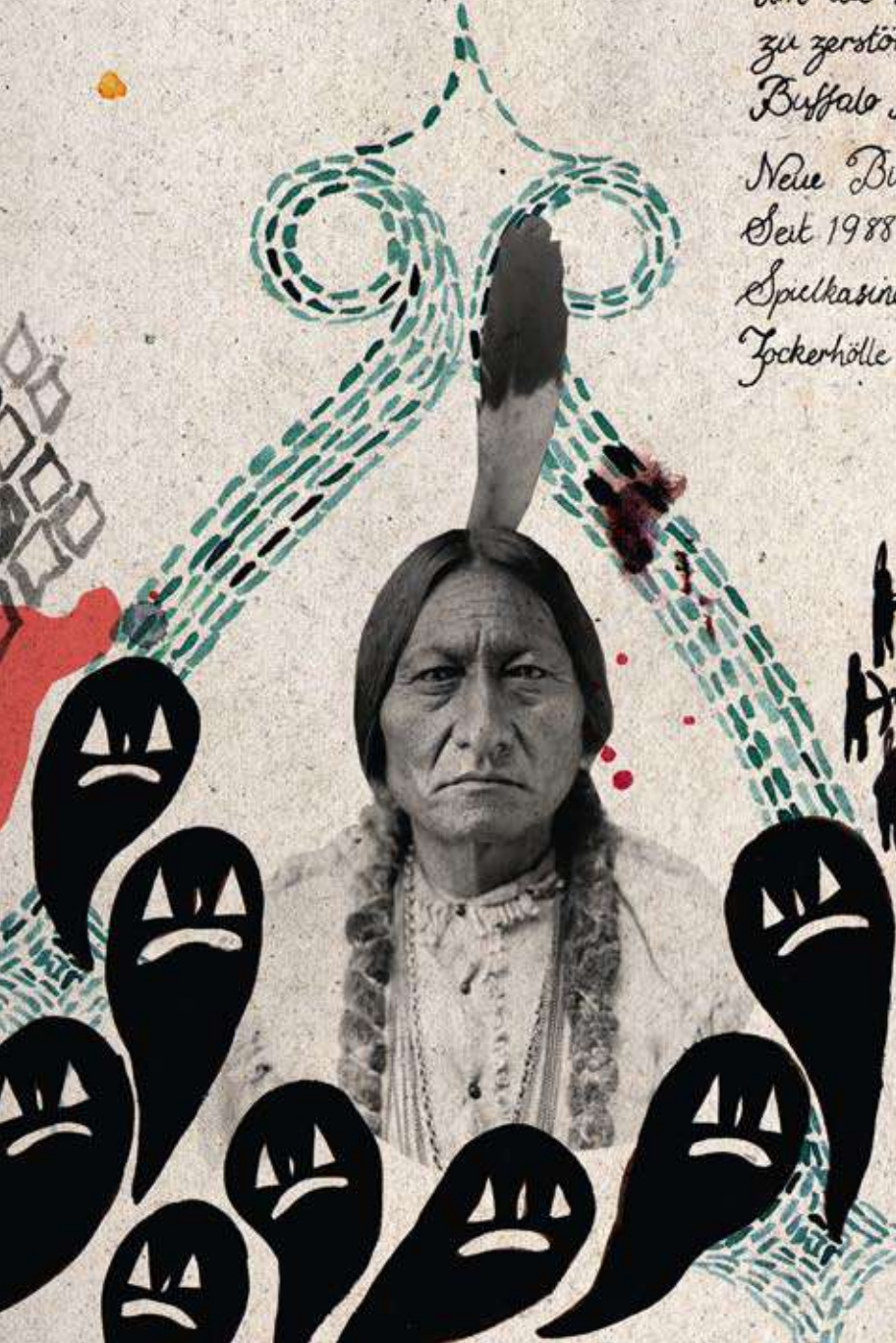
Mit der Kolonialisierung kam es schon ab 1600 zu Landstreitigkeiten zwischen Einwanderern und Indianern. Viele Indianer starben auch an eingeschleppten Krankheiten.



Um die Lebensgrundlage der Indianer zu zerstören, töteten Westmänner wie Buffalo Bill ab 1850 die meisten Büffel.

Neue Büffel:

Seit 1988 ist es Indianern erlaubt, Spielkasinos zu betreiben. Die größte Fockehölle in Connecticut gehört auch ihnen.



1876 kam es zur Schlacht am Little Bighorn River bei der 250 U.S. Soldaten von 2100 Indianern unter dem Kommando von Sitting Bull getötet wurden.



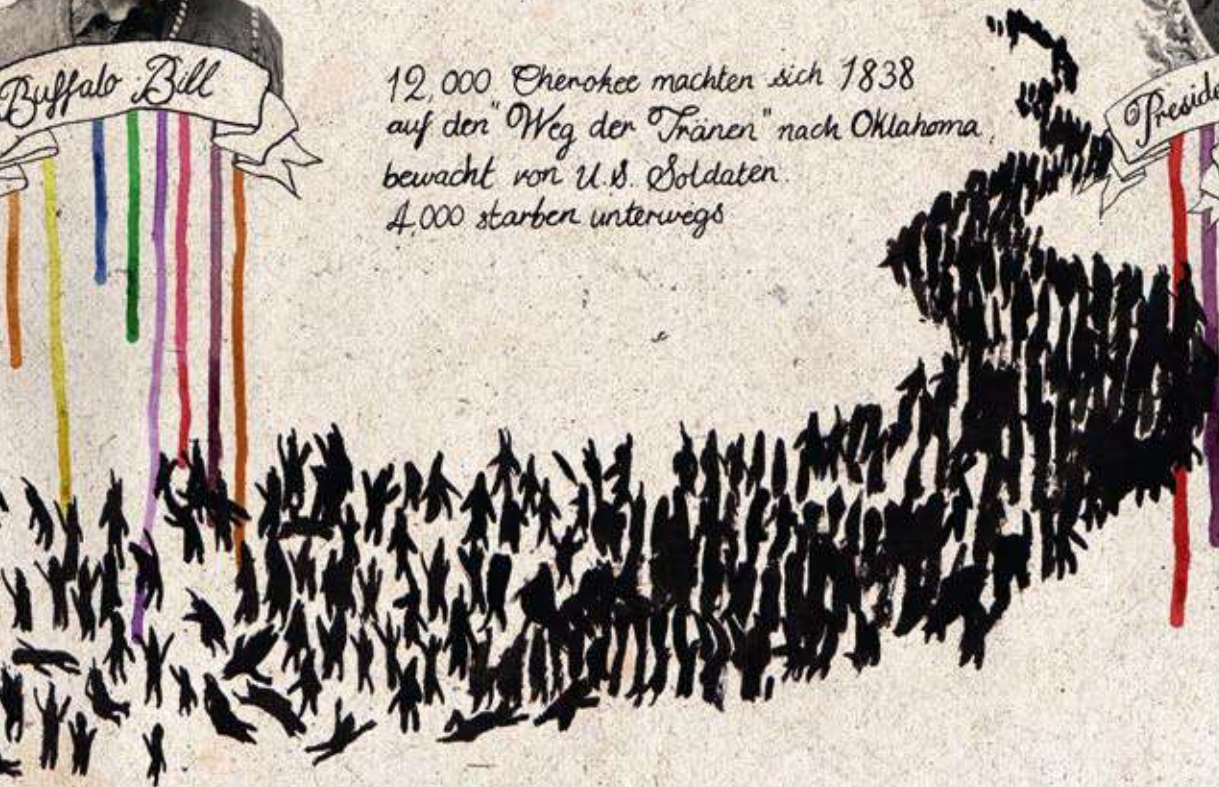
Buffalo Bill

Unter Präsident Andrew Jackson wurden
die Indianer in Reservate getrieben.
Nur die Seminolen leisteten in den
Sümpfen Floridas dauerhaften Widerstand

12.000 Cherokee machten sich 1838
auf den "Weg der Tränen" nach Oklahoma,
bewacht von U.S. Soldaten.
4.000 starben unterwegs



President Andrew Jackson
1767-1845



In der Hoffnung ihre toten Ahnen wiederzuerwecken
erfanden die Indianer ekstatische Tänze. Doch selbst
beim Tanzen wurden sie 1890 am Wounded Knee
in South Dakota abgeschlachtet.



Die größten Indianerstämme heute:

- Cherokee: 281,069
 - Navajo: 269,202
 - Sioux: 108,272
 - Chippewa: 105,905
 - Choctaw: 87,349
 - Pueblo: 59,533
 - Apachen: 57,060
- (Quelle: US-Census)

HUGH! WAS MAN NOCH ÜBER DIE INDIANER WISSEN SOLLTE

*Prominente
Amerikaner indianischer
Abstammung:*

*Tori Amos (Cherokee, mütterlicherseits)
Cher (Cherokee, mütterlicherseits)
Johnny Depp (Cherokee, mütterlicherseits)
Jimi Hendrix (Cherokee, mütterlicherseits)
Tina Turner (Navajo, Cherokee
mütterlicherseits)
Tommy Lee Jones (Cherokee,
Großmutter)*

Die
kanadische Regierung
hat sich im Juni 2008
offiziell bei den Indianern
entschuldigt. Eine ähn-
liche Geste der US-
Regierung steht aus.

500 Jahre vor
Kolumbus, der Amerika 1492 entdeckt
haben will und die Ureinwohner Indianer nannte (weil
er dachte, in Indien zu sein), setzte der Wikinger Leif Eriksson
seinen Fuß auf Grönland und Nordamerika. Er entdeckte mit
seinen drei Dutzend isländischen Seeleuten das heutige Neufund-
land in Kanada. Die Indianer aber vertrieben die Eindringlinge schnell
wieder. Dennoch lag Kolumbus mit seiner Bezeichnung Indianer viel-
leicht doch nicht so falsch. Wenn die ersten Siedler vor ca. 12 000 über
die Beringstraße oder über den Pazifik kamen, waren sie schließ-
lich aus Ostasien, was die Seefahrer damals Indien nannten. Heute
werden für die Indianer in den USA die Bezeichnungen »American
Indians«, »Native Americans« oder »Indigenous people of the
Americas« bevorzugt. Der Präsidentschaftskandidat Barack
Obama sprach im Wahlkampf auch gern von den
»First Americans«.

Die US-Indianer besitzen rund 23
Millionen Hektar Land, meist in Reservaten.
Die Zahl ist wegen Landstreitigkeiten schwer zu
verifizieren. 85 % der Indianer leben außerhalb von
Reservaten, die meisten in Städten. Die meisten indi-
anischen Einwohner hat New York City, hier leben
87 000. Nach Census-Schätzung von 2003 lebt ein
Drittel aller US-Indianer in Kalifornien, Arizona
und Oklahoma.

Bis 1800
waren noch 600 000 Indianer von
den ursprünglich mehr als fünf Millionen in
den USA übrig. Bis ins Jahr 1900 war die Zahl
durch Krankheiten aus Europa und Massaker der
Weißen bis auf 237 196 Menschen geschrumpft. Wäh-
renddessen war die nicht indianische Bevölkerung der
Vereinigten Staaten auf über 76 Millionen Menschen
gewachsen. Seitdem ist die Zahl derer, die sich Indianer
nennen – durch ihre Nachfahren und deren wieder-
gewonnenes Selbstbewusstsein, angestiegen. Bei der
Volkszählung 2000 gaben 2,47 Millionen Men-
schen an, Indianer oder Indigene Alaskas zu sein
– das waren 26 % mehr als 1990. Weitere
1,6 Millionen gaben an, teilweise india-
nischer Abstammung zu sein.

Im Zweiten Weltkrieg meldeten
sich etwa 25 000 Indianer freiwillig oder
wurden in den Streitkräften verpflichtet. Navajo
Soldaten benutzten ihre eigene Sprache als Code,
um sich Nachrichten zuzusenden. Geschätzte 40 000
Indianer verließen ihre Reservate, um in der Kriegs-
industrie (vor allem in den Städten der Westküste)
zu arbeiten. Nach dem Zweiten Weltkrieg gab
es fast 80 000 Stadtindianer.

Sammlung: Patrica Dudeck
Quellen: »Die 101 wichtigsten Fragen« –
Amerikanische Geschichte, Christof Mauch, Beck,
2008; »Die Indianer Nordamerikas – Geschichte, Kultur,
Religion«, Arens und Braun, Beck, 2004; »Encyclope-
dia of American Social History, American Indians«,
Cayton/Gorn/Williams, Charles Scribner's Sons, New
York, 1993; »American Indian Holocaust and Survival –
A Population History Since 1492«, Russell Thornton,
University of Oklahoma Press: Norman and
London, 1987

Die an die Grenze gehen



Zwischen Mexiko und den
USA liegt eine 3 000 Kilometer lange
Grenze, die mit Zäunen und Mauern
gesichert ist.

Dennoch gelingt es jedes Jahr rund
einer Millionen Menschen, sie zu über-
winden – eine grenzüberschreitende
Fotoreportage

Fotos: www.borderfilmproject.com

Text: Hanna Engelmeier

Fotos von bis auf die Knochen durchgelaufenen Füßen. Menschen, die unter den Stacheldraht kriechen und unbeobachtet im Dickicht eine Pause machen. Fotos von Schießständen, stämmigen weißen Männern mit Ferngläsern und gepanzerten Wüstenfahrzeugen. Das sind die Bildwelten, die im »Border Film Project« aufeinanderstoßen.

Tausende Menschen aus Mexiko und Zentralamerika versuchen jeden Tag, an der südlichen Grenze der USA den Zaun zu überwinden, von dem sie glauben, dass er sie vom Leben in Wohlstand trennt. Viele Amerikaner sehen das anders: Sie glauben, dass günstige Latino-Arbeitskräfte Amerikanern die Jobs wegnehmen. Um diesen Konflikt zu dokumentieren, verteilte eine Gruppe von Politikern und Künstlern Wegwerfkameras an die mexikanischen Migranten, die illegal versuchen, die amerikanische Grenze zu überqueren, und an amerikanische Minutemen. Minutemen sind Freiwillige, oftmals ehemalige Armeeangehörige, die an der Grenze patrouillieren und illegale Migranten bei der amerikanischen Einwanderungsbehörde melden.

73 der verteilten Kameras kamen zu den Initiatoren Brett Huneycutt, Victoria Criado und Rudy Adler zurück. 38 Kameras von den Migranten und 35 von den Minutemen. Die meisten Fotos sind Schnappschüsse, die gerade wegen ihrer Zufälligkeit einfangen, was den Linsen von Profifotografen verborgen bleibt.



Die USA grenzen nur an zwei Länder:

Die längere Grenze ist mit 8893 km die zu Kanada, (die 2477 km zu Alaska eingeschlossen), die zu Mexiko ist 3141 km lang.

(Quelle: CIA Factbook)

Bis 2050 wird die Zahl der hispanischen US-Bevölkerung um 46,7 Millionen auf 132,8 Millionen ansteigen. Die USA werden dann 439 Millionen Einwohner haben.

Spannende Filme, die die Probleme an der amerikanisch-mexikanischen Grenze thematisieren, sind »Babel« (2006) des mexikanischen Regisseurs Alejandro González Iñárritu mit Brad Pitt und Cate Blanchett und »Julia« (2008) mit Tilda Swinton in der Hauptrolle.

Ein tolles Buch zum Thema ist: »América« von T.C. Boyle, dtv

Die USA haben übrigens auch eine Grenze zu Kuba (Guantánamo)

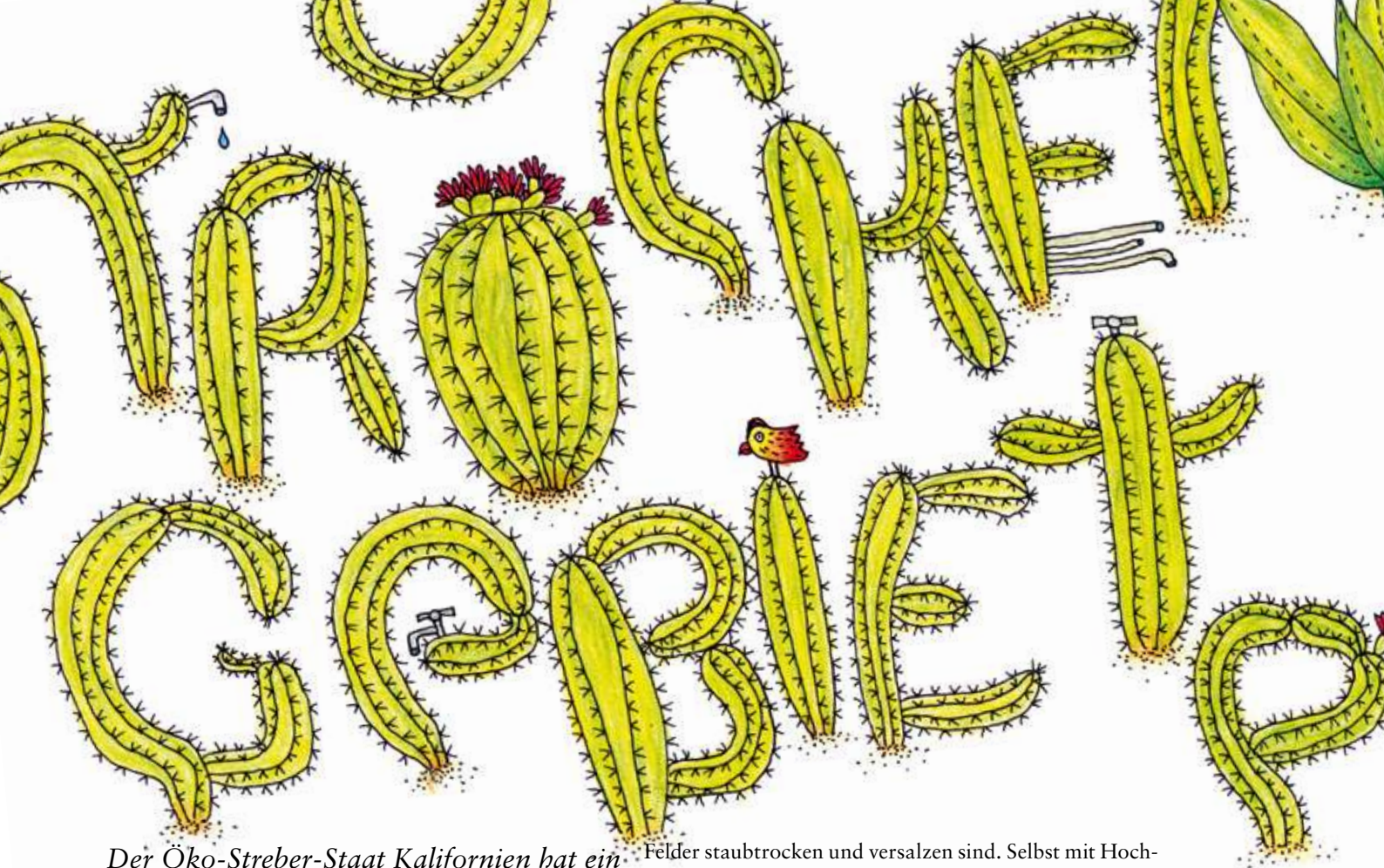








Mehr
Bilder von
der Grenze auf
[www.fluter.de/
thema](http://www.fluter.de/thema)



Der Öko-Streber-Staat Kalifornien hat ein Problem: Es gibt immer weniger Wasser für immer mehr Menschen. In Los Angeles patrouillieren deswegen die »Drought Busters« durch die Straßen – eine Art Wasserschutzpolizei: Sie sollen verhindern, dass die Stadt zur Wüste wird.

Text: Fabian Dietrich

Illustration: Daniela Burger

»Das ist ein Indiz, ein Beweis ist es leider noch nicht.« Lisa Gonzales drückt mit ihrem rechten Fuß auf die Grasnarbe eines dicht bewachsenen Vorgartens im San-Fernando-Tal von Los Angeles. Der Rasen macht ein schmatzendes Geräusch, braunes Wasser läuft in den Rinnstein. Lisa Gonzales trägt eine blaue Uniform mit dem Logo eines durchgestrichenen Wasserhahns. Sie ist eine kräftige kleine Frau Mitte dreißig, die selbst bei nichtigen Anlässen in ein herzliches, lautes Lachen ausbricht. Nur wenn es um Wasser geht, versteht sie keinen Spaß. Sie sagt, sie könne wahnsinnig werden, wenn sie so etwas wie diesen Rasen hier sieht. Es ist zwölf Uhr mittags und drückend heiß. Südkalifornien befindet sich im neunten Jahr einer Dürre, die manche für die schlimmste seit mehr als 100 Jahren halten. Die Wüste frisst sich langsam in Richtung Küste vor. Viele Farmer haben aufgegeben, weil ihre

Felder staubtrocken und versalzen sind. Selbst mit Hochleistungspumpen können sie nicht mehr genug Wasser aus dem Boden ziehen, um Landwirtschaft zu betreiben. Die gigantischen Reservoirs Lake Mead und Lake Powell, die den Südwesten der USA beliefern, sind nur noch knapp zur Hälfte gefüllt und haben an den Ufern haus hohe, weiße Kalkringe. Der einst gewaltige Colorado River, der 2300 Kilometer lang vom Norden bis tief in den Süden fließt und fünf Bundesstaaten, eine mexikanische Provinz und Dutzende Indianerstämme mit Wasser versorgt, kommt in Mexiko nur noch als Rinnsaal an. Die Rocky Mountains, die dem Fluss im Frühjahr wichtiges Schmelzwasser zuführen, sind dieses Jahr mit weniger als der sonst üblichen Schneemenge bedeckt.

Die Stadt Los Angeles hat es vielleicht am härtesten von allen getroffen. Ihr Grundwasser ist seit Langem unbrauchbar, weil es die Raumfahrtindustrie verseucht hat. L.A. importiert den Großteil des Wassers für vier Millionen Menschen über Aquädukte und durch Rohrleitungen. In den vergangenen Jahren hat die Stadt außerdem zwei wichtige Gerichtsprozesse gegen Umweltschützer und andere Gemeinden verloren: Sie muss einen See auffüllen, den sie wegen ihres hohen Wasserverbrauchs trockengelegt hat (was in einem entfernten Tal Sandstürme auslöste). Und sie bekommt nicht mehr so viel Wasser aus dem Sacramento-Delta, weil ein vom Aussterben bedrohter Fisch unter dem Abzug von Süßwasser gelitten hat. »Whiskey is for drinking, Water is for fighting over«, soll schon Mark Twain gesagt haben.



Um das Wasser gibt es seit den frühen Pioniertagen Konflikte, die damals auch schon mal nach Cowboymanier mit Schusswechseln ausgetragen wurden. Die alten Verträge, die die Wasserrechte von Bundesstaaten und Farmern regelten, passen nur noch eingeschränkt zu den heutigen Verhältnissen: Wissenschaftler haben herausgefunden, dass Kalifornien in einer ungewöhnlich feuchten Klimaperiode besiedelt wurde. Heute regnet es viel weniger als damals.

Bizarre Idee: Einen Eisberg vor die Küste zu ziehen

Paradoxerweise ziehen gerade wegen des trockenen, warmen Klimas immer mehr Menschen in die Region. Seit dem Zweiten Weltkrieg ist die Bevölkerung im Südwesten der USA auf rund 50 Millionen angewachsen. Las Vegas in Nevada ist einer der schnellstwachsenden Orte der USA, täglich ziehen hunderte Menschen in die Wüstenstadt. Auch L.A. hat im letzten Vierteljahrhundert eine Million neue Einwohner gewonnen, die alle Wasser wollen – zum Kochen, Putzen, Golfspielen und für ihre Pools und Gärten. Niemand verbraucht auf der Erde so viel wie die US-Amerikaner. Während Deutsche im Schnitt mit 129 Liter pro Kopf und Tag auskommen (das ist ungefähr eine Badewannenfüllung voll), sind es in den USA laut dem Pacific Research Institute 393 Liter. In einem gemeinsamen Artikel in der »L.A. Times« zeichnen Gouverneur Arnold Schwarzenegger und die Senatorin von Kalifornien, Dianne Feinstein, ein dramatisches Bild: »Die Auswirkungen einer weiteren Trockensaison wären verheerend – wir können nicht mehr warten.«

Kalifornien ist seit jeher das Land der großen Ideen, es gab bizarre Vorschläge, um das Problem zu lösen. Die einen wollten eine Pipeline bauen, um Wasser aus Kanada abzapfen. Die anderen wollten das Wasser mit Frachtschiffen anliefern. »Wir könnten genauso gut auch einen Eisberg kaufen und ihn an die Küste ziehen«, sagt Jane Galbraith von den Wasserwerken von L. A. »Das Einzige, das uns über die nächsten zwanzig Jahre rettet, ist ein geringerer Verbrauch.« Die Stadt ruft ihre Bürger dazu auf, Wüstengärten anzulegen. Sie bezuschusst Wasser sparende Toiletten und Waschmaschinen. Und sie hat »Drought Buster« wie Lisa Gonzales angeheuert, eine Art Wasserpolizei.

Dort wo Lisa Gonzales auf Streife geht, ist es besonders schlimm. Der kühle Wind des Pazifiks wird von Bergkuppen abgehalten, das San-Fernando-Tal ist der heißeste Ort der Stadt – und das Zentrum der Wasserverschwender von L.A. Die Menschen hier benutzen zwischen 40 und 70 Prozent ihres täglichen Wasserbedarfs allein für ihre Gärten. Lisa Gonzales und die anderen fünf »Drought Busters« kontrollieren, dass niemand in der Mittagszeit seinen Vorgarten gießt oder gar mit dem Wasserschlauch den Boden abspritzt. Es ist eine

gewaltige Aufgabe: Der Bürgermeister hat auf einer Pressekonzferenz gesagt, er erwarte, dass die »Drought Busters« den Wasserverbrauch um zehn Prozent senken.

Lisa Gonzales macht sich auf die Suche nach dem Besitzer des überschwemmten Rasens. Ein paar Wochen zuvor hat sie einen Hinweis bekommen, dass mit dem Grundstück etwas nicht stimmt. »Meine Nachbarn gießen ihre Blumen von morgens bis abends«, steht mit blauem Kugelschreiber geschrieben auf einem Vordruck in ihrer Hand. Per Telefon kann man Wasserverschwender in der Nachbarschaft anzeigen. Lisa Gonzales arbeitet jeden Tag einen dicken Stapel aus 20 bis 40 solcher Beschwerden ab. Sie hat es mehr als einmal erlebt, dass sie an einer Tür klingelte und merkte, dass alles in Ordnung war und sie nur jemand in einem Nachbarschaftsstreit missbrauchen wollte. Doch es geht um die Zukunft ihrer Stadt, die Sache ist ihr zu wichtig, um aufzugeben.

Schwarzeneggers Hummer braucht Wasser(stoff)

Die »Drought Busters« gab es in den 90er-Jahren schon einmal in Los Angeles. Doch dann regnete es 1999 und niemand wollte mehr etwas vom Wassersparen wissen. »Dieses Mal wird es anders sein«, sagt Jane Galbraith von den Wasserwerken. »Dieses Mal werden wir die Stadt nachhaltig verändern, die Zeit ist reif.« Kalifornien sieht sich als Vorreiter eines neuen, ökologischen Amerikas – und das spürt man überall. Auf den Highways erinnern Schilder an die Klimaerwärmung, Plakate rufen die Bürger dazu auf, weniger Müll zu produzieren. Gouverneur Schwarzenegger hat seinen monströsen Hummer Jeep mit einem Wasserstoffmotor ausrüsten lassen.

Lisa Gonzales ist im Inneren des Gebäudes, das sich als Altersheim herausgestellt hat. Die Wasserpolizistin betritt das Büro und stellt sich vor. »Hallo, ich möchte Ihnen ein paar Wassersparinformationen geben und das da ist ein Reporter aus Deutschland.« Eine dicke Altenpflegerin in Uniform, die eingezwängt hinter einem winzigen Schreibtisch sitzt, erstarrt wie ein verängstigtes Kaninchen. »Ihr Rasen ist überschwemmt.« »Ach«, sagt die Frau. »Der Rasen. Na klar. Das Leck haben wir gerade vor 20 Minuten repariert.«

»Das sagen sie alle«, murmelt Lisa Gonzales beim Verlassen des Hauses. Die meisten Menschen sind freundlich zu ihr. Viele halten sich auch an die Regeln und sind sparsamer, seit die »Drought Busters« in der Stadt sind. An die anderen darf Lisa Gonzales Strafbzettel verteilen. Und wenn das nicht fruchtet, wird der Hahn abgedreht.

Die Drought Buster-in



WE WANT
MORE
BONES

WE WANT
MORE
MEAT

FIGHT FOR YOUR RIGHT

EIN KLEINES BRIEF
DES POLITISCHEN ENGAGEMENTS

Rumsitzen und den Staat machen lassen – das ist eher eine deutsche Art Probleme zu lösen. Seit den Gründungstagen sind die USA eine »Nation of Joiners«, ein Land, in dem privates Engagement enorm wichtig ist. **Die Hälfte der Amerikaner arbeitet ehrenamtlich in gemeinnützigen Vereinen, Verbänden und religiösen Organisationen.** In Deutschland tut das nur etwa ein Drittel.

Sogenannte Graswurzel-Bewegungen – Menschen, die sich zusammenschließen, um Politik »von unten« zu machen – haben eine lange Tradition in den USA. fluter stellt wichtige, aber auch skurrile Organisationen vor.

Sammlung: Amrai Coen, Fabian Dietrich, Oliver Gehrs

Adbusters

In New York hing neulich ein riesiges Werbeplakat der hippen Bekleidungsfirma »American Apparel« mit einem gewohnt leicht bekleideten Model, über das ein Unbekannter recht ironisch geschrieben hatte: »Ich frage mich, warum Frauen vergewaltigt werden?« Gut möglich, dass da wieder die »Adbusters« (advertisement = Werbung + busting = zerstören) am Werk waren. **Die Kommunikationsguerilleros beklagen visuelle Umweltverschmutzung** und dass es kaum noch Lebensbereiche gibt, in denen man sich der Werbung entziehen kann. Die »Adbusters« wurden in Kanada gegründet, sind aber in den USA sehr aktiv. Kein Wunder, dort gibt es schließlich die meiste Werbung.

→ www.adbusters.org



Protest gegen zuviel Reklame



Beyond Peak

Die Ölpreise steigen, die verfügbaren Ölreserven sinken. Es dauert nicht mehr lang, dann bricht die Gesellschaft zusammen. Ein gewalttätiger Verteilungskampf beginnt, jeder will den letzten Tropfen Öl für sich gewinnen.

Die »Beyond Peak«-Gruppe ist für dieses Horrorszenario gewappnet. Sie haben ein Handbuch zur Selbstversorgung erstellt und zeigen auf Spaziergängen durch den **Central Parc Pflanzen, die man essen kann.**

→ www.beyondpeak.com



Folter-Gegner

Center for Constitutional Rights

Die Rächer der Entrechteten: Das »Center for Constitutional Rights« wurde 1966 von liberalen Anwälten gegründet, die der Auffassung waren, dass in den USA tagtäglich die Verfassung gebrochen wird. Die Vereinigung setzte sich anfangs vor allem für Afroamerikaner und sozial Benachteiligte ein und lieferte kostenlosen Rechtsbeistand für Bürgerrechtsaktivisten. Heute kämpft das »Center for Constitutional Rights« an vielen Fronten – zum Beispiel dafür, dass die Gefangenen in Guantanamo dieselben Rechte wie alle anderen bekommen.

→ <http://ccrjustice.org>

Church of Euthanasia

Ihre Anhänger kritisieren Überbevölkerung, provozieren Abtreibungsgegner und

propagieren Vegetarismus und zeugungs-freien Sex. Sie fordern ein Gleichgewicht zwischen Menschen und den restlichen Lebewesen unseres Planeten. »Save the planet, kill yourself« – lautet eine ihrer Parolen. Neben Selbstmord sind sie auch für Kannibalismus, allerdings netterweise »limitiert auf den Verzehr von Toten«.

Discordianism

»Discordianisten« sagen, dass Chaos genauso wichtig ist wie Ordnung, und streben nach Chaos und Meinungsverschiedenheit. → www.discordian.com

Earth Liberation Front

Für diese gewaltbereiten Ökoaktivisten sind die fetten Jahre vorbei. Sie kämpfen für mehr Naturschutz und nehmen dafür Haftstrafen von bis zu 30 Jahren in Kauf. Neben angezündeten Luxusvillen hat die Gruppe auch einen Wal-Mart auf dem Gewissen, den sie mit einem Lastwagen ramponierte. → <http://earth-liberation-front.org>

Electronic Frontier Foundation (EFF)

Big Brother is watching you – gegen dieses Szenario wehrt sich diese Bürgerrechtsorganisation, die sich für mehr Datenschutz im Cyberspace einsetzt (**siehe Seite 38**). Sie will die Privatsphäre der US-Bürger wahren, die durch abgehörte Telefonate und gespeicherten E-Mail-Verkehr ausgehöhlt wird. Die »EFF« organisiert Schulungen und verteilt Informationsmaterial. Bei juristischen Problemen, wie beispielsweise Gerichtsverfahren gegen Hacker und Mailboxbetreiber, leistet die »EFF« Rechtsbeistand.

→ www.eff.org



Michelle Obama spricht für Emily's List

Emily's List

Alle fragen immer, wer diese Emily sei. Dabei bedeutet das einfach: »Early money is like yeast.« Also: Frühes Geld ist wie

Hefe, weil es aufquillt und zu mehr wird. Bei »Emily's List« geht es darum, Geld für weibliche Politiker der Demokraten zu spenden, die für das Recht auf Abtreibung kämpfen. Und darin sind die Mitglieder von »Emily's List« gut, um nicht zu sagen: phänomenal. Im Wahljahr 2004 lagen sie mit ihren Spenden an der Spitze aller Vereinigungen, sogar weit vor der »NRA«.

→ www.emilyslist.org



Schon schön: Heile Familie

Focus on the Family

Die Mission kommt von ganz oben: Die evangelikale Organisation »Focus on the Family« behauptet, ein Sprachrohr Gottes zu sein und Politik nach biblischen Grundsätzen zu machen. Homosexualität ist für sie eine Krankheit und Darwins Evolutionslehre ein dummer Scherz. »Focus on the Family« setzt sich für körperliche Züchtigung von Kindern ein und kämpft vehement gegen Abtreibung und Sex vor der Ehe. Natürlich wehren sich Schwulenverbände, Pädagogen und Wissenschaftler gegen solche Ideen. Doch »Focus on the Family« ist mächtig. Das Herzstück der Vereinigung ist eine tägliche Radiosendung mit dem Gründer James Dobson, die nach eigenen Angaben 220 Millionen Menschen in 160 Ländern hören können.

→ www.focusonthefamily.com

Ginkgo-Baum-Hasser

Ginkgo-Bäume in Hiroshima überlebten die Atombombe. Aber der Baum ist nicht allein für seine Lebensausdauer bekannt, sondern auch dafür, dass er zum Himmel stinkt. Weil jeder zehnte Baum in Manhattan ein Ginkgo ist, der vor sich hinmief, gibt es die »Anti-Ginkgo Tolerance Group« (AGTG): »Dieser Baum ist es, der dir deinen erholsamen Spaziergang durch den Gestank nach vergammeltem Käse und Erbroschenem unerträglich macht.«

Keuschheitsfans

Don't do it: Die Mitglieder der Organisation »Celebrate« kämpfen für sexuelle Enthaltsamkeit und Jungfräulichkeit – also für mehr Spaß durch weniger Sex. Man könnte in ihrem Sinne auch reimen: »Say it loud – I'm keusch and I'm proud«.

→ www.celebrate.org



US-Nazis: Nachwuchskräfte des Ku-Klux-Klans

Ku-Klux-Klan

Vor allem in den Südstaaten gibt es sie noch: Rassisten, die sich unter weißen Kapuzen verstecken und Hass verbreiten. In den 1920er-Jahren war der KKK eine einflussreiche Terrororganisation, die mit brennenden Kreuzen demonstrierte und Mordanschläge auf Afroamerikaner verübte. Zwischen drei und fünf Millionen Amerikaner waren Mitglieder dieses Geheimbundes. Der heutige Klan hat damit nicht mehr viel zu tun: Er besteht aus ein paar Tausend Anhängern, die in Kleinstgruppen zersplittert sind und keinen Rückhalt mehr in der Bevölkerung haben.



Log Cabin Republicans (LCR)

Dies sind schwule und lesbische Republikaner. Auf ihrer Website erklären sie: »Wir sind loyale Republikaner« und »wir glauben an niedrige Steuern, einen schlanken Staat, eine starke Verteidigung, freie Märkte, persönliche Verantwortung und individuelle Freiheit.« Dumm nur, dass die

Republikaner den Homosexuellen viele Rechte absprechen.

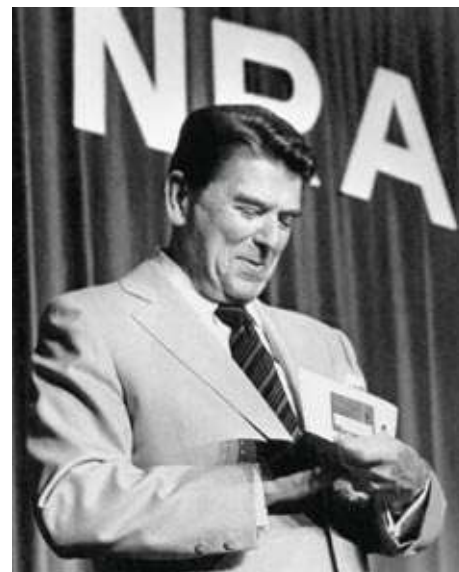
→ <http://online.logcabin.org>

National Rifle Association (NRA)

Auweia: Die »National Rifle Association« hat mehr als vier Millionen Mitglieder – und alle können schießen. Seit über 100 Jahren verteidigen sie das Recht auf Waffenbesitz, das in den USA sogar in der Verfassung verankert ist. Sie ist eine der mächtigsten konservativen Vereinigungen des Landes und nimmt regelmäßig starken Einfluss auf die Politik.

Außerdem veranstaltet die »NRA« Schießwettbewerbe und Demonstrationen, auf denen man Sprüche lesen kann wie: **Guns don't kill people, people do.** Präsident der NRA war lange Zeit der Filmschauspieler Charlton Heston, den der Filmemacher Michael Moore für seinen Film »Bowling for Columbine« über das Massaker an der Columbine Highschool besucht und mit kritischen Fragen bombardiert hatte.

→ www.nra.org



Zum Schießen: Ex-Präsident Ronald Reagan

Mothers Against Drunk Driving (MADD)

Bis in die 80er-Jahre hinein wurden betrunkene Unfallverursacher in den USA nicht in geschlossene Gefängnisse, sondern in den offenen Strafvollzug (»half-way-houses«) geschickt. Nachdem Candy Lightners 13-jährige Tochter Cari von einem Betrunkenen überfahren wurde, gründete die Mutter diese Organisation.

Sie konnte nicht zuschauen, wie der Mann, der ihre Tochter überfahren hatte, zwar

in einem »half-way-house« übernachtete, aber dennoch jeden Tag mit seinem Auto zur Arbeit fuhr.

→ www.madd.org



MoveOn

Wäre Ex-Präsident Bill Clinton 1998 nicht in einen Sexskandal verwickelt gewesen, in dem eine Praktikantin und eine Zigarre die Hauptrollen spielten, würde es die Non-Government-Organisation »MoveOn« nicht geben. Das Forum gründete sich aus Protest gegen die mediale Aufmerksamkeit für Clintons Bettgeschichten und hat sich nichts Geringerem als der »Rückeroberung der Demokratie« verschrieben. Heute zählt »MoveOn« knapp 3½ Millionen Mitglieder. Als Gebrauchsanleitung für politischem Aktivismus hat »MoveOn« das Handbuch »50 Ways to Love Your Country« verfasst. Die Organisation rief auch zur Erstellung von Anti-Bush-Spots auf (www.bushin30seconds.org) und sammelt Unterschriften für politische Petitionen – beispielsweise gegen einen Zusatzartikel zur Verfassung, der das Recht auf gleichgeschlechtliche Ehen bannen soll.

→ www.moveon.org



Plakat von »MoveOn«

PETA

Wenn über den Broadway ein Lieferwagen mit blutverschmierten Frauen in Pelzen auf der Ladefläche vorbeifährt, sind das garantiert PETA-Aktivist:innen. Die »People for the Ethical Treatment of Animals« (dt.:

Menschen für den ethischen Umgang mit Tieren) sind mit mehr als zwei Millionen Mitgliedern weltweit die größte Tierrechtsorganisation. Sie wurde 1980 in Norfolk, USA gegründet. Die Organisation kämpft gegen Massentierhaltung, Pelztierhaltung und Tierversuche.

→ www.peta.org



Primitivist:innen

»Green Anarchy« (auf Deutsch »Grüne Anarchie«) ist eine anarcho-primitivistische Zeitschrift, die halbjährlich von einer Gruppe aus der Öko-Hochburg Eugene, Oregon, herausgegeben wird. Die Zeitschrift bezeichnet sich selbst als »eine anti-zivilisationistische Zeitschrift für Theorie und Praxis«.

Sierra Club

Für alle, denen Greenpeace zu durchgeknallt ist: Der »Sierra Club« ist die älteste Umweltorganisation der USA – und einer der Gründe dafür, dass es so viele Naturschutzparks gibt. Die Mitglieder des »Sierra Clubs« wandern und klettern gerne. Außerdem wollen sie Staudämme abbauen, Atomkraftwerke schließen und Wind- und Solarkraftwerke bauen.

→ www.sierraclub.org

Students for Concealed Carry on Campus

(»Studenten für das verdeckte Tragen von Waffen auf dem Campus«) Um sich vor potenziellen Amokläufern zu schützen,

wollen amerikanische Studenten künftig bewaffnet auf den Campus kommen. »Der einzige Weg eine Person mit einer Knarre zu stoppen, ist eine andere Person mit einer Knarre«, lautet das Credo der Bewegung. Sie rührt fleißig die Werbetrommel im Internet. 11 000 Unterstützer haben die Waffenfans bereits.

→ www.concealedcampus.org



Ufo-Feinde

»The Church of the SubGenius« ist eine Gruppe, die Religionen, Verschwörungstheorien und UFOs verspottet. Bekannt wurde die Kirche in der Subkultur der 1980er und 1990er Jahre. Heute gibt es nur noch versprengte Reste.

→ www.subgenius.com



War Resisters

Im Ersten Weltkrieg wurden Kriegsdienstverweigerer eingesperrt, zur Zeit des Zweiten Weltkriegs wurden sie mit dem Tode bestraft. Deshalb gründeten Kriegsdienstverweigerer die »War Resisters«, ein Netzwerk von aktiven Pazifisten. Sie sind für die Abschaffung von Militarismus in allen Formen: sie protestieren gegen Anwerber der US-Army in Schulen und wollen Kriegsspielzeug verbieten lassen. Weltweit unterstützen sie Männer und Frauen, die sich gegen Kriegsdienst wehren.

→ www.warresisters.org

Ich ist ein anderer

Im Ausspionieren ihrer Bürger sind die USA weit vorn. Unterwegs mit der »Electronic Frontier Foundation«, die gegen die Auflösung der Privatsphäre kämpft

Text: Peter Kreysler

Illustration: Thomas Armbrorst

Es ist eine seltsame Gruppe, die da zum Sightseeing durch San Francisco aufbricht und die sich weniger für die Golden Gate Bridge oder das pyramidenförmige Transamerica-Building interessiert, sondern nach dem Unsichtbaren Ausschau hält – nach Sensoren, die versteckt im Alltag vor sich hinarbeiten und Daten sammeln. Wahrscheinlich seien in diesem Moment bereits drei Videokameras auf uns gerichtet, sagt Seth Schoen, der wie die anderen zur Electronic Frontier Foundation (EFF) gehört, einer kleinen, aber einflussreichen Organisation, die den Schutz der Privatsphäre von US-Bürgern verbessern will. Denn im kommerziellen Bereich kennen die USA nur einen kümmerlichen Datenschutz: Computer und Telefone werden kontrolliert, der Einkaufsbummel durch die Stadt aufgezeichnet. Daher hat Seth Schoen nicht mal mehr ein Handy.

Moderne Kommunikationsgeräte wie Handys, Laptops und Navigationssysteme senden ständig Informationen aus. So kann jeder US-Bürger mit der entsprechenden Software im Internet den Standort eines mit GPS ausgestatteten Handys herausfinden und dessen Bewegungen kontrollieren. Schön für besorgte Eltern, die ihre Kids so in der Diskothek orten.

Unten in der U-Bahn weist Seth Schoen auf die neuen Fahrscheinautomaten hin,

bei denen man ausschließlich mit Kreditkarte bezahlen kann. Dafür erhält man eine persönliche Plastikkarte, die mit einem Chip ausgestattet ist, der von einfachen Scannern gelesen werden kann und der bereits in vielen Pässen und Waren integriert ist. Bei jeder Fahrt erkennt der neue Automat, wer, wann, wo und wie lange die U-Bahn benutzt hat. So entstehen Bewegungsprofile, die im Datenzentrum gespeichert und eventuell auch an andere Firmen und staatliche Behörden weitergegeben werden können.

Schleichend ist die elektronische Beobachtung dank vieler kleiner Hilfsmittel in den US-Alltag getreten. Handys geben im angeschalteten Zustand ihren Standort permanent an die Telefongesellschaften weiter, die nicht gerade umsichtig mit den anvertrauten Daten ihrer Kunden umgehen. Seth Schoen und seine Kollegen von der EFF haben AT&T, den mit über 110 Milliarden Dollar Jahresumsatz größten Telefonkonzern der Welt, verklagt, weil das Unternehmen zugelassen hatte, dass die US-Regierung mithilfe des Geheimdienstes National Security Agency (NSA) die Telefonleitungen anzapft. Ein AT&T-Mitarbeiter berichtete der EFF sogar, dass die NSA eigens einen geheimen Raum eingerichtet habe, durch den der gesamte Telefon- und E-Mail-Verkehr von San Francisco laufe.

Ein Dutzend geheimer Datenräume im ganzen Land

San Francisco ist kein Einzelfall: Ein Dutzend dieser geheimen Datenräume soll es im ganzen Land geben, um Millionen von Telefonaten und E-Mails elektronisch zu speichern und abzuhören. Vor ein paar Jahren war das noch illegal, ein Gesetz schrieb für jede Maßnahme einen Gerichtsbeschluss vor. Nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 wurden die Datenschutzgesetze Zug um Zug abgeschafft, bis schließlich im Juli 2008 selbst die massenhafte Speicherung privater Mails und Anrufe durch einen Zusatz zum »Protect America Act« legalisiert wurde. So ist der Schutz vor möglichen Attentätern nun vor den Schutz der Privatsphäre getreten. Die großen Telefongesellschaften wurden sogar

rückwirkend von jeglichem Fehlverhalten freigesprochen und die Klage der EFF abgewiesen. »In Zukunft« so fürchtet Kevin Bankstone, der Rechtsanwalt der Gruppe, »werden die Telefongesellschaften noch unbedachter mit der Regierung und den Behörden zusammenarbeiten.«

Nicht nur die Regierung, auch Privatfirmen haben zunehmend Interesse an elektronischen Daten, um zu erfahren, was die Menschen kaufen und wie sie leben. Der Handel mit der Identität der Verbraucher ist eine Boom-Branche. Einer der größten kommerziellen Datenhändler der Welt ist LexisNexis in Dayton, Ohio, dessen Kunden Informationen blitzschnell abfragen können – vor allem Rechtswissen und Daten aus der Wirtschaft, aber auch Angaben über Privatpersonen. Folgt man dem technischen Direktor, Allan D. McLaughlin, durch etliche Sicherheits-schleusen, gelangt man in das Allerheiligste des Konzerns: das Datenzentrum.





zu einem gigantischen Wissensschatz: 1,5 Petabyte (also 1,5 Millionen Gigabyte) stünden zur Verfügung, erzählt McLaughlin stolz. Aus dieser digitalen Weltbücherei ließe sich vieles erfahren, es sei nur eine Frage des Geldes.

Vor drei Jahren gelang es einigen Hackern, die LexisNexis-Rechner mit gestohlenen Passwörtern zu knacken und über 30 000 Adressen und personenbezogene Daten zu stehlen, die den Betrügern Zugang zu Bankkonten und Kreditkarten ermöglichten. Ein ungeheurer Datendiebstahl, der selbst den US-amerikanischen Kongress alarmierte. Verbessert hat sich dadurch kaum etwas: Auch andere großen Datenkonzerne wie Axiom oder Choicepoint geraten immer wieder negativ in die Schlagzeilen, weil der Zugang zu sensiblen Privatinformationen fast jedem offensteht. Um an die Datenbank von Choicepoint zu kommen, reicht es, einen Fragebogen auszufüllen und ein sogenanntes »legitimiertes Geschäftsinteresse« nachzuweisen. Für ein paar Betrüger aus Los Angeles ein Kinderspiel: Sie füllten den Fragebogen aus, gaben »Schuldeneintreibung« als Gewerbe an und erhielten ohne Probleme freien Zugang zum Rechenzentrum. Mithilfe einer Internetverbindung luden sie die Daten von rund 150 000 Bürgern herunter und bestellten u. a. Kreditkarten.

Die Automatisierung hat die Gänge leer gefegt, man sieht nur Computer, soweit das Auge reicht. Die Daten, die Lexis Nexis aus der ganzen Welt empfängt, werden vollautomatisch von Maschinen bearbeitet. Automatisierte Analysewerkzeuge, die mit elektronischen Analogien und Wörterbüchern arbeiten, versorgen die computerisierten Datenspeicher und Suchmaschinen mit den aufbereiteten Informationen. Innerhalb von fünf Sekunden haben die Kunden so Zugang

das passiert: Vor über zehn Jahren wurde seine Brieftasche gestohlen, mit Führerschein und Militärausweis, auf dem seine Sozialversicherungsnummer stand. Von den weitreichenden Konsequenzen merkte er erst einmal nichts – bis er erfolglos einen Job suchte, nachdem er seinen Militärdienst in San Diego geleistet hatte.

Er fiel bei jeder Bewerbung durch – kein Wunder

In den USA führen alle Arbeitgeber elektronische Backgroundchecks mithilfe der großen Datenbanken durch. Mit einem Mausklick und einer Internetverbindung zu einem der großen Datenhändler liegt den Unternehmen so die gesamte Lebens- und Arbeitsbiografie offen. Da die Arbeitgeber nicht verpflichtet sind, den Bewerbern mitzuteilen, warum sie jemanden ablehnen, hatte Bronty Kelly lange Zeit keine Ahnung, warum er ständig abgelehnt wurde. Erst die Recherchen eines TV-Reporters brachten Klarheit. »Auf meinen Namen waren etliche Haftbefehle ausgestellt. Kellys Datenklon hatte sich kurzerhand bei jeder Verhaftung mit einem Führerschein und einer Sozialversicherungskarte ausgewiesen, die auf Kellys Namen ausgestellt waren.

Aber auch mit einer neuen Sozialversicherungsnummer fiel Kelly seltsamerweise bei jeder Bewerbung durch. Diesmal stolperten die Computer darüber, dass Kelly keine Eintragungen über Arbeit und Kreditkartennutzung hatte. Dass ein 40-jähriger kaum Datenspuren hinterlassen hatte, seine Konsumgewohnheiten nicht erfasst waren. Von dieser Spezies gibt es in den USA nur noch wenige Exemplare: Die meisten davon sind Exmafiosi, die sich im Zeugen-schutzprogramm befinden.

----- Amarillo, Texas, 1 p.m. -----

ON THE ROAD, TAG 4

Mein Rucksack ist weg. Ein Gepäckjunge sagte mir, er sei auf dem Weg versehentlich ausgeladen worden und werde jetzt für ein paar Dollar auf einer Auktion im Hinterland verscherbelt. (Lies auf Seite 42: Wie blöd Las Vegas ist)



Distanz bis zum Ziel: 1814 Kilometer

Letzte Nacht geschlafen: 2 Stunden

Gegessen: Steak beim Mexikaner

Andere Deutsche: 0

Besondere Vorkommnisse: 30 Dollar von einer betrunkenen Frau geschenkt bekommen, die ich an Obdachlose verschenken soll



hätte ich jetzt auch gerne



THEMA: USA — 39

New kids on the blog

In Amerika werden Blogs immer wichtiger. Manche von ihnen sind mächtiger als Zeitschriften und Zeitungen

20. SEPTEMBER 2008, VON MEREDITH HAAF

Im Jahr 1999 blubberte die Dotcom-Blase, Yahoo war noch eine wichtige Suchmaschine und Al Gore machte einen Fehler. In einem Fernsehinterview sagte der damalige Vize-Präsident der Vereinigten Staaten: »Ich habe bei der Erschaffung des Internets die Initiative ergriffen.« Innerhalb kürzester Zeit bahnte sich der Satz durch sämtliche Medien und wurde auf dem Weg gleichbedeutend mit: Gore behauptete, er hätte das Internet erfunden, Gore sei überheblich und wisse generell und speziell nicht, wovon er spreche. Heute gilt Gore als Hausgott des Klimaschutzes, doch »I invented the Internet« ist nach wie vor der beliebteste Running Gag, wenn es um ihn geht. Nur in den USA kann ein Streit um das Internet zum Wahlkampfthema werden.



8 comments

»Medien, die nur gierig sind, haben keine Autorität.«

21. SEPTEMBER 2008, VON MEREDITH HAAF

Amerika ist die Netz-Nation Nummer eins. Mehr als 70 Prozent der Bevölkerung benutzt regelmäßig das Internet. Vor allem mit dem Aufkommen des Web 2.0 und all seinen neuen Spielplätzen – Blogs, Wikis oder Social-Networking-Seiten – sind nicht nur die Kommunikations- und Selbstdarstellungsmöglichkeiten der Bürger gewachsen, der Medienkonsum der Amerikaner selbst hat sich stark verändert. »Es besteht Anlass, sich Sorgen um die klassischen Medien zu machen«, sagt Dan Gillmor, Medienwissenschaftler aus San Francisco und Autor von »We, the Media«, einem Buch über Bürgerjournalismus. Die Betroffenen selbst sprechen von einer tiefen Krise: Sinkende Abonnentenzahlen und Einschaltquoten haben zu einem massiven Stellenabbau bei Zeitungen und Fernsehanstalten geführt. Die Amerikaner verbringen immer mehr Zeit vor dem Computer als vor der Glotze, und knapp die Hälfte aller Nutzer hält das Internet für eine ebenso sichere Informationsquelle wie alle anderen Medien – was weniger über die Qualität der Netzinhalte sagt, als über den Zustand, in den sich Presse und Fernsehen im Lauf des Jahrzehnts gebracht haben.

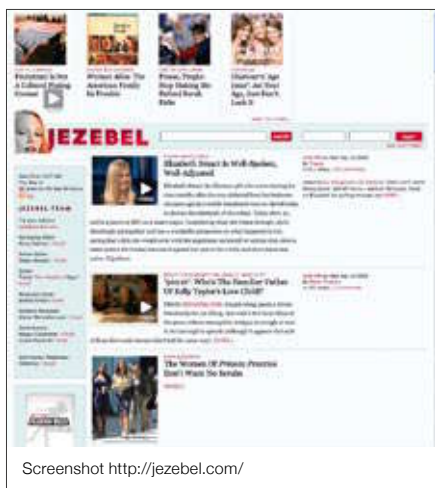
»Die Krise ist intellektuell und technologisch-kommerziell«, sagt Ken Layne, der die politische Klatsch-Website wonkette.com leitet. »Intellektuell gesehen haben die Menschen ihr Interesse an ernststen Nachrichten verloren, seien es internationale, nationale oder lokalpolitische Themen. In den Mainstreammedien hat sich eine Mob-Mentalität durchgesetzt, sodass jedes dämliche, sensationelle Thema verfolgt wird.« In den Fernsehprogrammen, wo Paris Hilton in den Abendnachrichten auftaucht und Moderatoren von Polit-Sendungen Outfits von Politikerinnen diskutieren, verschwimmt die Grenze zwischen Unterhaltung und Aufklärung. Vor allem der Irak-Krieg und die Tatsache, dass die »News Media«, wie die kommerziellen Informationshäuser genannt werden, sehr lange

brauchten, um diesen kritisch zu beurteilen, hat bei vielen für Desillusionierung gesorgt. Gerade die Printmedien reagierten zudem erst spät auf die Anforderungen des Internet. »Informationsriesen wie CNN oder die New York Times waren schnell genug, um sich auf die neue Situation einzustellen«, sagt Layne. »Die werden die Entwicklung überleben. Aber die vielen Medienunternehmen, die nur gierig sind und nichts investieren, merken jetzt, dass sie keine treue Leserschaft haben und keine Autorität.« Zunehmend übernehmen Blogs die Funktion der Informationsstammtische. Und was früher oft eher die Sache freiwilliger Technik-Freaks oder Hobbyjournalisten war, ist mittlerweile eine ziemlich professionelle Angelegenheit. Nicht nur die politischen Seiten wie Daily Kos und Wonkette haben feste Besucher. Das Technik-Blog boingboing.net ist eine Art Markenname im Netz. Und dann gibt es noch das Gawker-Media-Netzwerk, das aus zwölf Blogs besteht. Eines der beliebtesten ist Jezebel.

com, eine Art feministisches Unterhaltungsmagazin.

»Frauenmagazine sind das Böse und eine Beleidigung weiblicher Intelligenz«

24. SEPTEMBER 2008, VON MEREDITH HAAF



Screenshot <http://jezebel.com/>



Arianna Huffington

Gegründet wurde Gawker Media von dem Dotcom-Millionär Nick Denton und es ist eines der wenigen profitablen Medienunternehmen, die ausschließlich aus Blogs bestehen. »Denton wollte, dass wir eine »girlige« Klatschseite aufbauen«, erzählt Maureen »Moe« Tkacik. Sie war einige Zeit Redakteurin bei Jezebel und ist mittlerweile zum Mutterblog Gawker.com gewechselt. Mit ihren Kolleginnen startete sie einen Angriff auf konventionelle Frauenzeitschriften. »Diese Magazine sind das Böse, sie sind eine Beleidigung weiblicher Intelligenz«, sagt Moe, die für ihre cholerischen Textanfänge von ihren Lesern geliebt wird. Im Mai 2007 ging die Seite online und erreichte innerhalb kürzester Zeit wegen der hohen Qualität der Textbeiträge, dem sardonischen Humor der Bloggerinnen und nicht zuletzt der engagierten Community – sie nennen sich »Jezzies« – große Beliebtheit. Eine Handvoll fester Redakteurinnen und mehrere freie Mitarbeiterinnen beschäftigt Denton für die Seite. »Wir bekommen ein ganz normales Gehalt«, sagt Moe, »ich weiß aber nicht, ob die Seite mittlerweile profitabel ist. Sie soll es auf jeden Fall werden.« Ein wirtschaftlich erfolgreiches Blog zu bauen und dabei noch berühmt zu werden – dafür ist Arianna Huffington das Paradebeispiel. Die liberale Aktivistin, Millionärin und Exfrau eines Republikaners, gründete im Jahr 2005 die Huffington Post und ließ dort zunächst politisch liberale Promis wie George Clooney oder Gwyneth Paltrow ehrenamtlich bloggen. Huffingtons erklärtes Ziel war es, ein Forum für all diejenigen zu schaffen, die gegen den Irak-Krieg sind, gegen die gegenwärtige Regierung und eigentlich gegen die Republikaner im Allgemeinen. Was anfangs als nettes Hobby einer reichen Frau belächelt wurde, ist heute eines der meistbesuchten amerikanischen Blogs und wird auf etwa 100 Millionen Dollar Wert geschätzt. »Wir sind die Zukunft der Medien«, sagt Arianna Huffington, die heute regelmäßig in politischen Fernsehrunden als

Expertin sitzt. Amerikas Politiker habe längst die Konsequenzen gezogen. Für einen Präsidentschaftskandidaten ist es im Jahr 2008 genauso wichtig, einen eigenen Youtube-Kanal und ein Soziales Netzwerk zu haben, wie einen vorzeigbaren Ehepartner.

»Es hängt mir zum Hals raus, mich mit Lesern zu unterhalten«

26. SEPTEMBER 2008, VON MEREDITH HAAF

»Das Internet stellt den Leuten ein Ventil für all ihre negativen Gefühle zur Verfügung«, sagt ein Medienanalyst der deutschen Botschaft in Washington. »Sie besuchen Blogs, die ihrer politischen Meinung entsprechen und holen sich dort die Informationen, die in ihrer Aufmachung ihren Erwartungen entsprechen.« Tkacik sieht das Internet als Feuchtbiotop für Extremisten, seien sie Anhänger der Demokraten oder der Republikaner: »Da bilden sich Paralleluniversen, in denen sich die Leute gegenseitig ihre Meinungen bestätigen und immer weiter hochschaukeln.« Man könnte aber auch sagen, dass sich wichtige Foren für den Austausch unter Bloggenden und Kommentierenden bilden. Dass der politische Diskurs wieder zu dem wird, was er idealerweise sein sollte – eine Diskussion unter allen Akteuren. So wie Dan Gillmor, der seit Jahren den Leitspruch »Nachrichten sind Gespräche zwischen Journalist und Publikum«, vertritt. Bleibt nur zu fragen, wie lange Konversationsbedarf besteht. Oder wie Moe von Gawker es ausdrückt: »Ich mag die Art, wie man im Netz schreiben kann. Aber ehrlich gesagt hängt es mir manchmal zum Hals raus, mich mit meinen Lesern zu unterhalten.«

comments are closed

<http://jezebel.com/>

<http://www.huffingtonpost.com/theblog/>

<http://www.drudgeblog.com/>

<http://www.talkingpointsmemo.com/>

<http://www.dailykos.com/>

Noch mehr
Blogs auf
[www.fluter.de/
thema](http://www.fluter.de/thema)

Las Vegas, Nevada 6.20 p.m.



ON THE ROAD, TAG 5

Wenn ich Ralph nicht hätte, wäre ich verloren in Las Vegas. »Ich weiß, wie du dich fühlst«, sagt er. Oder zumindest verstehe ich ihn so.

Der alte Mann ist 1955 mit seiner Mutter von

Hamburg nach Amerika ausgewandert. Es macht ihm Spaß, Deutsch zu sprechen, er redet gerne mit mir. Mein Gepäck ist jetzt tatsächlich irgendwo in Texas verloren gegangen. Die Geschichte hat Ralph schon tausendmal gehört, in dem kleinen Hotel, in dem er arbeitet, steigen normalerweise die Busfahrer von Greyhound ab. »Sie schicken es dir nach, Junge. Geh heute Abend erstmal auf den Strip. Da haben sie eine kostenlose Piratenshow, die ist nicht schlecht.« Es gibt Millionen von Spielautomaten, aber keine einzige Parkbank. Las Vegas ist der Prototyp einer reinen Konsum- und Vergnügungsstadt, alles ist darauf ausgerichtet, Gier zu erzeugen. Gier nach Geld, Essen, Alkohol und Frauen. Angeblich hat Las Vegas Mekka als meistbesuchten Ort der Welt abgelöst. (Lies das Ende auf S.46)

Distanz bis zum Ziel: 436 Kilometer

Letzte Nacht geschlafen: 2,5 Stunden

Gegessen: Burger, Sandwich, Pommes

Andere Deutsche: 0

Besondere Vorkommnisse: Die Piratenshow ist der größte Blödsinn überhaupt

ACHTUNG, ACHTUNG
PARTYPOLIZEI



Ralph →



DEINE NEUE FAMILIE



Foto: JP Laffont / Sygma / Corbis

Oder auch nicht:
*Warum es immer schwieriger wird, als
Austauschschüler in die USA zu gehen*

Text: Mauritius Much

Am Flughafen von Dallas konnte Janice Seidel noch lachen: Wie in einem Film stand dort ein sehr dickes amerikanisches Paar mit einer kleinen Tochter, die ganz in Pink gekleidet war, und begrüßte die 15-Jährige Austauschschülerin aus Hamburg. Doch kaum in ihrem neuen Zuhause angekommen, wurde es ernst: Janice hauste in einem winzigen Zimmer, der Kühlschrank war immer leer und den Boden im Wohnzimmer konnte sie kaum erkennen, weil zu viel Müll darauf herumlag. Als sie einmal vor lauter Hunger irgendein Müsli in die einzig saubere Schüssel schüttete, waren ihre Gasteltern entsetzt: Die Müslipackung war sieben Jahre alt und besaß Sammlerwert.

»Es war so schrecklich, weil ich mich dort nicht heimisch fühlen konnte«, erinnert sich Janice an die ersten Wochen ihres Gastaufenthaltes. Anfangs ertrug sie ihren Albtraum aus purer Dankbarkeit dafür, dass die Gastfamilie sie überhaupt aufgenommen hatte. Aber als sie zufällig eine E-Mail las, in der sich ihre Gasteltern bei der Regionalbetreuerin der Austauschorganisation Education First (EF) über sie beschwerten, weil sie aus Eifersucht den Kopf ihrer Tochter aus allen Fotos herausgeschnitten hätte – da war es genug. Weil ihr die Betreuerin nicht helfen wollte, suchte sich Janice einfach selbst neue Gasteltern – und landete schließlich bei einer netten, aber strengen Familie, bei der sie sieben Mal die Woche in die Kirche gehen musste und keine Partys besuchen durfte.

Familien aus Asien zahlen mehr und haben bessere Chancen

Schmutzige Wohnungen, altes Müsli, jeden Tag beten, nie feiern – viele Schüler würden all das heutzutage sogar in Kauf nehmen, wenn sie überhaupt einen Platz als Austauschschüler in den USA bekämen. Denn das wird immer schwieriger. Auch wenn Deutschland im Schuljahr 2008/2009 mit etwa 8 200 Jugendlichen das größte Kontingent der knapp 30 000 ausländischen Gastschüler in die USA schickt. »Noch bis vor zwei Jahren standen unzählige Plätze in den USA zur Verfügung«, sagt Sylvia Schill, die den Ratgeber »Ein Schuljahr in den USA« geschrieben hat und die Infoseite www.schueleraustausch.de betreibt. Jetzt aber müssten immer mehr Jugendliche zu Hause bleiben: Etwa 400 Schüler konnten im vergangenen Jahr erst auf den letzten Drücker oder gar nicht vermittelt werden, sagt auch Verbraucherschützerin Barbara Engler von der Aktion Bildungsinformation in Stuttgart. 2006 verschärfte das amerikanische Außenministerium die Regeln für den Schüleraustausch. Seitdem muss jeder ausländische Schüler zum 31. August eine Gastfamilie und eine Gastschule für das nächste Jahr haben. Früher konnten die Jugendlichen auch danach noch in die USA reisen, um vor Ort eine Gastfamilie zu suchen, aber seit der Gesetzesänderung bekommen Schüler ohne



Das Ziel des Austauschs ist es, die Kultur des anderen Landes kennenzulernen – und die ist in den USA schön vielfältig.

festen Familie gar kein Visum mehr. »Das bringt die US-Organisationen in eine starke Position«, sagt Verbraucherschützerin Engler, weil sie die begehrten Visum-Formulare an den Meistbietenden verkaufen könnten. Und die kommen immer häufiger aus Asien. In Korea oder Japan steigt das Interesse bei den Eltern, ihre Kinder für ein Jahr auf eine amerikanische Highschool zu schicken. Und dafür zahlen sie gern mehr als deutsche Eltern.

Die härteren Austauschregeln wirken sich auch auf die amerikanischen Gastfamilien aus: Jedes Familienmitglied wird polizeilich überprüft. Ist jemand vorbestraft, fällt die Familie durch. Damit reagierte das Ministerium auf mehrere Fälle, in denen Austauschschülerinnen von ihren Gastvätern sexuell missbraucht wurden. »Diese Checks sind richtig, aber steigern nicht gerade die Bereitschaft von potenziellen Gastfamilien. Wer will schon auf Herz und Nieren überprüft werden?«, sagt Verbraucherschützerin Engler. Da also der Aufwand, die Schüler unterzubringen, immer größer wird, verlangen die US-Organisationen von ihren deutschen Partnern immer höhere Preise, was die wiederum an die Eltern der Austauschschüler weitergeben. »Für das Schuljahr 2009/2010 wird man durchschnittlich 7 500 Euro zahlen müssen«, prognostiziert Sylvia Schill. Heute sind es ungefähr 6 500 Euro, in beiden Fällen kommen noch 300 Euro Taschengeld pro Monat hinzu.

Der Austausch ist für beide Seiten kein billiges Vergnügen. Daher leuchten die amerikanischen Behörden auch den finanziellen Hintergrund der Gastfamilie aus, schließlich muss sie sich einen Gastschüler für zehn Monate leisten können. Das kann schnell 4 000 Dollar kosten, zumal die Familie im Gegensatz zu Gasteltern in Kanada oder Neuseeland kein Geld von den Organisationen bekommen. »Die Idee ist ja nicht, durch einen Gastschüler Geld zu verdienen, sondern ihm die amerikanische Kultur nahezubringen«, erklärt Autorin Schill.

Neben der Gesetzesverschärfung schreckt auch die wirtschaftliche Lage amerikanische Familien zunehmend ab. »Wegen der Immobilienkrise und des hohen Ölpreises überlegen es sich viele dreimal, einen Austauschschüler aufzunehmen«, sagt John Hishmeh, Geschäftsführer des »Council on Standards for International Educational Travel«. Die amerikanische Kontrollorganisation überprüft die Qualität der hundert amerikanischen Austauschorganisationen und empfiehlt auf einer Liste 70 von ihnen.

Weil jedes Jahr immer mehr ausländische Schüler aus verschiedensten Ländern in die USA wollen, gibt es um die Plätze einen regelrechten Wettbewerb: »Jede amerikanische Austauschorganisation schickt ihre freiwilligen Mitarbeiter in alle Teile des Landes, wo sie mit der Konkurrenz um dieselben Gastfamilien und Gastschulen kämpfen«, sagt Hishmeh. Und je weniger Plätze zur Verfügung stehen, desto härter wird das Auswahlverfahren der deutschen Austauschorganisationen werden. Schon jetzt fielen bis zu 20 Prozent der Bewerber bei den Auswahlgesprächen der Anbieter durch, sagt Barbara Engler. Die Zahl dürfte noch steigen.

Schüler, die einen der begehrten Plätze in einer amerikanischen Gastfamilie ergattern, dürfen sich hingegen freuen: Die Gefahr, wie einst Janice Seidel ein Horroryear auf einer Müllkippe verbringen zu müssen, ist durch die strengen Auflagen für die Gastfamilien gesunken. Gerade Education First stand jahrelang massiv in der Kritik. Projektleiter Selbach gesteht ein, dass gerade die



Trockene Angelegenheit: Wenn es sich die Familie noch leisten kann, gibt's vielleicht mal den typischen Turkey – also Truthahn.

lokalen Betreuer der Organisation in den USA nicht oder zu spät eingegriffen hätten, wenn sich deutsche Jugendliche über die Gastfamilien beschwerten. Mittlerweile scheint es, als würden nicht nur die Schüler dazulernen, sondern auch die Organisationen. So gesehen funktioniert der Austausch also immer besser.

»ICH DURFTE MEINEN FREUND NICHT KÜSSEN!« Drei Austauschschüler erzählen

Marie Möller, 19, war 2005/2006 mit EF in Springfield/Colorado

»Mein Jahr in den USA war ein ständiges Auf und Ab: Ich komme an und lande als Vegetarierin auf einer Rinderfarm! Alle anderen um mich herum haben nur Fleisch gegessen, da blieben mir nur Kartoffeln und andere Beilagen. Ich habe mich schon gefragt, ob die Austauschorganisation überhaupt darauf achtet, dass Schüler und Gastfamilie zusammenpassen. Aber mit der Zeit habe ich mich gut eingelebt. Ziegen habe ich selbst aufgezogen und Kühe gefüttert. Ich wurde richtig naturverbunden und war glücklich, den ganzen Tag ausreiten zu können. Allerdings fiel es mir unheimlich schwer, mich auf all die Regeln einzustellen. Man stelle sich vor: Ich durfte meinen Freund in der Schule weder umarmen noch küssen! Ich hab es trotzdem gemacht – und musste jedes Mal 45 Minuten nachsitzen.«

Rowena Singhoff, 21, war 2004/2005 mit EF in Osage City/Kansas

»Als ich im Juni 2004 wusste, dass ich nach Kansas kommen würde, hatte ich sofort E-Mail-Kontakt mit meiner Gastoma. Die war 60 und hatte als Tagesmutter von 7 bis 16 Uhr acht kleine Kinder im Haus. Das hat mich aber nie gestört. Jeden Tag kamen ihr Sohn mit seinen vier Kindern und ihre Tochter mit ihrem Kind vorbei und aßen mit uns. Ich mochte meine große Familie sehr. Auch heute noch telefoniere ich zweimal im Monat mit ihnen und schreibe E-Mails. Richtigen Streit hatten wir nie, manchmal war ich ein wenig beleidigt, wenn ich nicht bis Mitternacht wegbleiben durfte. Da meine Gastfamilie riesige Bush-Fans waren, habe ich mit ihnen über Politik nie gesprochen. Einmal ist mir rausgerutscht, dass ich Homosexualität überhaupt nicht schlimm finde. Das konnten sie gar nicht verstehen. Solche Themen habe ich dann eher vermieden, weil wir auch schon auf dem Vorbereitungstreffen der Austauschorganisation lernten: Das Land tickt anders, deshalb muss man sich anpassen. Denn niemand von uns kann die Einstellung der Leute ändern. Mit meinen Freunden konnte ich dagegen über alles offen reden: Todesstrafe, Sex vor der Ehe und Abtreibung.

MAX GÜRTNER, 17, war mit American Field Service 2007/2008 in Bend, Oregon

»An der Highschool hatte ich unglaublich viele Möglichkeiten, Sport zu machen: Fußball, Skifahren, Leichtathletik. Mein schönstes Erlebnis waren die Leichtathletik-Finalläufe bei den Staatsmeisterschaften von Oregon: Da läuft man dann auf der besten Tartanbahn der Welt – und 15.000 Zuschauer peitschen dich nach vorne. So etwas ist in Deutschland unvorstellbar. Meine Gasteltern und ihre drei Kinder waren immer dabei. Egal ob ich im Finale lief oder der Kleinste ein Baseballturnier hatte – immer haben sie uns angefeuert. So etwas kannte ich nicht.«



ON THE ROAD, THE END

Wir fahren durch eine rötliche Steinwüste in Richtung Kalifornien, links und rechts der Straße

stehen billige Neubauten für Rentner, bis in die Berge ziehen sie sich rauf. Dann Geröll und Kakteen, eine verlassene Tankstelle und lange nichts. Gegenüber liegt auf zwei Sitzen meine Busbekanntschaft des Tages, Regina. Sie ist eine politische Söldnerin: Wenn irgendwo in den USA ein wichtiges Volksbegehren stattfindet, was praktisch ständig der Fall ist, dann fährt sie hin, schlägt sich auf eine der beiden Seiten und macht Politik. Regina sammelt Unterschriften und mobilisiert Wähler – und sie wird dafür bezahlt. Zuletzt von zwei kleinen Indianerstämmen, die mehr Spielautomaten in ihren Gebieten aufstellen wollten als bisher. Regina hat verloren, erst bei der Politik und dann beim Zocken in Las Vegas. Erschöpft und müde liegt sie da. Als wir in Los Angeles ankommen, zischen die Türen ein letztes Mal, der Bus spuckt erst Regina aus und dann mich. Kalifornien riecht gut, nach Wüste und Meer. Es ist Nacht und ich bin ziemlich glücklich. Ich nehme ein Taxi ins Hotel.

Distanz bis zum Ziel: 0 Kilometer
Letzte Nacht geschlafen: sieben Stunden
Gegessen: Apfel, belegtes Croissant
Andere Deutsche: 0
Besondere Vorkommnisse: Geisterstadt in der Wüste gesehen

Was noch geschah? Ein Video und Interviews aus Los Angeles gibt's auf www.fluter.de

Den 7-Tages-Pass von Greyhound gibt's für 329\$. Direkt kostet die Strecke nur 197\$. Dafür sitzt man dann aber auch 68 Stunden lang im Bus.

Lesen!

- Jack Kerouac, On the Road. Der Klassiker unter den USA-Durchquerungsromanen
- Cormack McCarthy, Die Straße. Apokalyptische Version desselben Themas
- Denis Johnson, Engel. Irgendwann werden die Menschen im Greyhound-Bus zu Zombies.

Hören!

- Moldy Peaches: Greyhound Bus
- Johnny Cash,: The Man Comes Around
- Poni Hoax: Crash-Pad Driver

Noch mehr
Bücher auf
www.fluter.de/
lesen

bike hier
unterschriften



Regina

Los Angeles 9.30 p.m

Impressum

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung, Ausgabe 28, Herbst 2008

Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 0228/99515-0

Redaktion: Thorsten Schilling (verantwortlich), Bundeszentrale für politische Bildung (schilling@bpb.de), Fabian Dietrich (CvD), Oliver Gehrs (redaktionelle Koordination), Amrai Coen
Bildredaktion: Tobias Kruse
Art Direction: Neue Gestaltung (Anna Bühler & Pit Stenkhoff)

Texte und Mitarbeit: Tobias Asmuth, Andreas Braun, Serge Debrebant, Patricia Dudeck, Nana Gerritzen, Walter de Gregorio, Meredith Haaf, Peter Kreysler, Mauritius Much, Ellen Wesemüller

Fotos & Illustrationen: Thomas Armbrorst, The Border Project, Daniela Burger, Sophie Kern, Ashkan Sahihi, Taryn Simon

Schlussredaktion: Kathrin Lilienthal
Korrektur: Barbara Doering

Redaktionsanschrift/Leserbriefe:
fluter
Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung.
Max-Beer-Str. 33
10119 Berlin
Tel. 030/2472-38 13
Fax 030/2472-38 12
leserbriefe@heft.fluter.de

Redaktionelle Umsetzung:

Dummy Media GbR
Max-Beer-Str.33
10119 Berlin

Druck:

Bonifatius GmbH
Druck-Buch – Verlag Paderborn
leserservice.fluter@bonifatius.de

Abo verlängern & abbestellen:

Tel. 05251/153-188 (24 Std.)
Fax 05251/153-199

Abo bestellen & Service:

Tel. 05251/153-180
Fax 05251/153-190
Bonifatius GmbH
Stichwort: fluter
Postfach 1269
33042 Paderborn

Nachbestellungen von fluter werden ab 1 kg bis 15 kg mit 4,60 Euro kostenpflichtig.

Online-Bestelladresse:
www.fluter.de/abo

Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

ISSN 1611-1567
Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de
www.bpb.de

Foto Credits

Seite 01 Fabian Dietrich
Seite 10 privat
Seite 12 Bettmann/Corbis
Seite 14 Martin Luther King, Black Panther und Malcom X: picture-alliance/dpa; Angela Davis Badge: privat; Polaroids: Fabian Dietrich
Seite 22 Karte: Library of Congress, Geography and Map Division; Elvis und Mark Twain: picture-alliance/dpa; Polaroids: Fabian Dietrich
Seite 33 Fabian Dietrich
Seite 35 Badge: Promo (www.beyond-peak.com); Emily's List: Max Whittaker/Stranger/Getty
Seite 36 Mitte oben: WpN/Agentur Focus, Badge: Montage, Ronald Reagan: Bettmann/CORBIS
Seite 37 »General Petraeus«: promo; links oben, Mitte und rechts oben: promo, rechts unten: privat
Seite 39 Fabian Dietrich
Seite 41 links: promo, Arianna Huffington: picture alliance/dpa
Seite 42 Fabian Dietrich
Seite 44 Peter Menzel/Agentur Focus
Seite 45 H. Armstrong Roberts/Retrofile/Getty
Seite 46 Fabian Dietrich
Seite 47 links oben und unten: picture-alliance/dpa, rechts unten: promo

flickr creative commons

Seite 2 & 3 Alabama: National Archives via pingnews, Alaska: Alaskan Dude, Arizona: Phillip Capper, Arkansas: Belinda Hankins Miller, California: Aslak Raanes, Colorado: Matt Harriger, Connecticut: Jim Bowen, Delaware: WorldIslandInfo.com, Florida: garnet2468, Georgia: Ann Larie Valentine,

Hawaii: inaba111, Idaho: Ken Lund, Illinois: National Archives via pingnews, Indiana: John Menard, Iowa: Mahalie Stackpole, Kansas: iluvrhinestones, Kentucky: macrofarm, Louisiana: M. Prinke, Maine: pfly, Maryland: Beck, Massachusetts: Kok Leng Yeo, Michigan: jodelli, Minnesota: Andrew Filer, Mississippi: Gary Bridgman, Missouri: Scott Grannemann, Montana: Soldiers-MediaCenter, Nebraska: Mike Powell, Neuschwanstein: Francisco Antunes, Nevada: Thierry, New Hampshire: gailf548, New Jersey: Juan Cardenes, New Mexico: Wolfgang Staudt, New York: Jorge Gobbi, North Carolina: Jimmy Emerson, North Dakota: Andrew Filer, Ohio: Nick Bowers, Oklahoma: David Shapinsky, Oregon: Kevin Miller, Pennsylvania: Shawn Duffy, Rhode Island: Kris Kables, South Carolina: Let Ideas Compete, South Dakota: Greg Younger, Tennessee: Brent Moore, Texas: Ed Schipul, Utah: James Marvin Phelps, Vermont: redjar, Virginia: Asaf Antman, Washington: Marshmallow, West Virginia: Giorgio Tomassetti, Wisconsin: ClintJCL, Wyoming: Greg Westfall
Seite 11 Protestauto: Marc Nozell
Seite 35 Adbusters: Zak Haha; Demonstranten: takomabelot
Seite 36 Familienfoto: Allison Jennings
Seite 40 Internet Draft: Adam Engelhart; Wedding Chapel: Chris Brown
Seite 47 rechts oben: thebestbradley

Geschichten, die es nicht (groß) ins Blatt geschafft haben

SURFER-KRIEG AUF HAWAII

Nach der Lektüre einer Geschichte in der New York Times freute sich fluter-Redakteur Oliver Gehrs bereits auf eine Reise nach Hawaii, wo er immer schon mal hinwollte. Nach weiteren Recherchen ließ sich aber die These von umfassenden Revierkämpfen auf den hawaiianischen Inseln Maui und

Oahu zwischen einheimischen Surfern und Touristen nicht erhärten. Die Schlägerei in den Wellen (zu sehen auf Youtube unter Stichwort »Northshore beatdown«) blieb ein Einzelfall. Schade für Gehrs, der seine Sommerferien schließlich am Ratzeburger See verbrachte. Ist vielleicht auch sicherer so.



und
"Archiess"



WIGGERS

Lustig sehen sie ja schon aus, die White Niggers, wie sie sich selber nennen: Weiße US-Amerikaner, die mit ihrem Stil die schwarzen Hip-Hopper kopieren. Fette Ketten um den Hals, übergroße Hoodies und Jeans, Megaturnschuhe. Aber dann fiel uns auf, dass es die Möchtegern-Puff-Daddies ja auch in Deutschland gibt. Also wurde die Foto-reportage gekippt.

OBAMAS OMA

Die Großmutter des demokratischen Präsidentschaftskandidaten Barack Obama lebt in Kenia. »Es ist Zeit für einen schwarzen Präsidenten«, sagt die 83-jährige Sarah Obama. Wäre doch toll, mal nach Kenia zu fahren und mehr über die Wurzeln des nächsten US-Präsidenten zu erfahren. Aber was wäre gewesen, wenn Obama gar nicht gewählt wird. Hätte dieser Artikel im fluter-USA-Heft dann noch im nächsten Jahr jemanden interessiert. Das Heft soll ja möglichst zeitlos sein. Schade für die Oma.



ALLE KENNEN MEINEN PIMMEL

Die Geschichte ist schräg. Der Junge, der als nacktes Baby auf dem Nirvana-Cover war, ist jetzt groß und hat das Gefühl, dass ihn jeder nackt kennt. Dabei sieht Spencer Elden dem Kind auf der Platte nun wirklich nicht mehr ähnlich, außerdem wird der Baby-Penis zuweilen auf dem Cover überklebt. Wir wollten ein Gespräch über Rockstars, zweifelhaften Ruhm und Prüderie führen und merkten, dass das schon mal ein Magazin gemacht hatte.



Wie es ist, wenn man zwangs-verheiratet wird

Aufgezeichnet von Nana Gerritzen

»Wenn meine Familie mich findet, bin ich in Lebensgefahr. Meine Eltern haben zwei Mal versucht, mich zu verheiraten. Gegen meinen Willen. In meiner Familie sagt man dazu aber nicht ›Zwangsheirat‹. Es ist einfach das, was mit Töchtern passiert, wenn sie nach Ansicht der Eltern alt genug sind zum Heiraten.

Ich bin beide Male abgehauen, kurz bevor ich verheiratet werden sollte. Für meine Eltern habe ich damit die Familienehre beschmutzt, das ist wie ein Todesurteil. Deshalb kann ich auch nicht sagen, wie ich wirklich heiße. Ihr könnt mich Kalila nennen, das heißt Liebling. Es darf kein Foto von mir abgedruckt werden und ich möchte nicht sagen, wie ich aussehe.

Ich bin in Süddeutschland aufgewachsen, das kann ich sagen. Als ich das erste Mal verheiratet werden sollte, war ich 17 Jahre alt. Aber ich wollte nicht heiraten und bin von zu Hause weggelaufen, zu Freunden. Als ich zurückkehrte, brachten mich meine Eltern in ihr Heimatland, nach Marokko. Dort wurde ich monatelang im Haus von Verwandten festgehalten. Es war eine sehr schlimme Zeit, mehr möchte ich über die Monate in Marokko nicht sagen. Ich wusste nicht, was mit mir passieren würde – ob und wann ich nach Deutschland zurückkommen würde. Irgendwann saß ich dann doch im Flugzeug nach Hause. Zurück in Deutschland heiratete ich meinen Freund, einen Türken. Na ja, wir heirateten nicht richtig vor dem Standesamt, sondern in so einer türkischen Zeremonie. Ich hatte Angst, meine Familie würde noch mal versuchen mich zu verheiraten, deshalb habe ich das gemacht. Außerdem mochte ich ihn damals. Nach der Hochzeit änderte er sich allerdings. Er fing an, mir vorzuschreiben, was ich zu tun und zu lassen hatte. Plötzlich sollte ich ein Kopftuch tragen. Ich durfte nicht mehr so einfach aus dem Haus gehen. Als er merkte, dass

ich ihn verlassen wollte, schlug er mich so sehr, dass ich eine gebrochene Nase und einen zertrümmerten Kiefer hatte. Als ich erneut versuchte, mich von ihm zu trennen, lauerte er mir auf der Straße auf, übergoss mich mit Benzin und zündete mich an. Passanten haben eingegriffen und mir das Leben gerettet. Mein Mann wurde von der Polizei festgenommen und später verurteilt.

Nach dieser Sache ging ich zurück in die Wohnung meiner Eltern. Ich wusste nicht, was ich sonst machen sollte. Statt mich zu trösten, erklärten sie mir, dass sie bereits einen neuen Mann für mich gefunden hätten. Ich sollte dankbar sein. Meine Proteste brachten nichts mehr. Meine Eltern erklärten mir, dass ich es ihnen schuldig sei, zu heiraten, um die beschmutzte Familienehre wiederherzustellen. Würde ich mich weigern, sei ich nicht mehr seine Tochter, sagte mein Vater. Am Abend vor der geplanten Hochzeit packte ich ein paar Sachen in eine Tragetasche und warf diese aus dem Fenster. Danach ging ich zu meiner Mutter in die Küche und sagte, ich würde den Müll runterbringen. Das machte ich auch. Aber statt zurück in die Wohnung zu kommen, nahm ich meine Tragetasche und rannte zum Bahnhof. Dort nahm ich den nächsten Zug und stieg erst am anderen Ende von Deutschland wieder aus.«

»Kalila« ist heute 23 Jahre alt. Seit März lebt sie verdeckt unter der Aufsicht der Frauennothilfe »Hatun und Can e.V.«. Nach ihrer Ausbildung zur Fremdsprachenkorrespondentin will sie ins Ausland gehen – um sicher zu sein, dass ihre Familie sie nicht findet. Geschichten wie die von »Kalila« gibt es oft. Experten schätzen, dass jedes Jahr mehr als tausend Mädchen und junge Frauen in Deutschland gegen ihren Willen verheiratet werden.

Dies hier ist schon ein Stück vom nächsten Heft: Was sagt ihr zu Kalilas Erlebnissen? Unter www.fluter.de könnt ihr mitdiskutieren, Ideen und Vorschläge für das nächste Heft zum Thema »Menschenrechte« einbringen. Es kommt im Dezember raus, wenn es schon ziemlich kalt ist. Eine gute Zeit zum Lesen. Bis dann!





WHAT'S HAPPENING HERE?

Was ist los in den USA? Wie funktioniert das politische System, wie ticken die Amerikaner? Diese Infos hat die bpb für dich.

Neu! Informationen zur politischen Bildung
Nr. 283: Politisches System der USA
(überarbeitete Neuauflage 2008)

Wie funktioniert Politik in den USA? Ist der US-amerikanische Präsident wirklich der mächtigste Mann der Welt? Unser Heft setzt gängigen Klischees fundierte Fakten entgegen und zeigt, wer in Washington die große Politik macht.

Informationen zur politischen Bildung Nr. 268:
USA – Geschichte, Wirtschaft, Gesellschaft

Warum kommt uns die amerikanische Mentalität oft merkwürdig fremd vor? Ein Blick in Geschichte, Wirtschaft und Gesellschaft zeigt Unterschiede und Gemeinsamkeiten.

Neu! Schriftenreihe Bd. 736: Peter Lösche (Hg.),
Länderbericht USA

Darf's ein bisschen mehr sein? Der neu überarbeitete „Länderbericht USA“ bietet umfassende Beiträge zu Geschichte, Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur der USA.

Neu! Schriftenreihe Bd. 715: Christof Mauch/
Kiran Patel (Hg.), Wettlauf um die Moderne.
Die USA und Deutschland 1890 bis heute

Was überwiegt in den transatlantischen Beziehungen, Gegensätze oder Gemeinsamkeiten? Deutschland- und Amerikaexperten haben sich für dieses Buch zusammengetan, um die Entwicklung der beiden Länder zu vergleichen.

Neu! Aus Politik und Zeitgeschichte
Nr. 37 – 38/2008: USA

Was sagt die Wissenschaft zur aktuellen Situation der Vereinigten Staaten? Interessante Aufsätze zu Themen US-amerikanischer Politik.

Themenblätter im Unterricht Nr. 70:
US-Präsidentenwahl 2008

Die US-Präsidentenwahlen – ein riesiges Happening. Wer trotz des Medienrummels durchsteigen möchte, dem hilft unser Themenblatt.

Bestellen und recherchieren unter: www.bpb.de

Die letzte Seite im Heft :
die erste im Netz

fluter.de
MAGAZIN DER BUNDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG

fluter-Themen: Als ins Grüne • Junge Muslime in Europa • Startschuss • Solidarität • Feminismus • Megastädte • Protest • Ausgebildet? • H2O • Russland • Images • Märkte • Und jetzt? • Rechtsextremismus • Gleichheit • Werbung • Hallo, Nachbar • Konflikte • alle Themen

Suche: fluter SUCHE

Name: Login

THEMEN
FILM
LESEN
ERFAHRUNGEN
BERUFE
fluter-HEFT
video | foto | audio
FOREN
BLOGS
DEIN BLOG
UMFRAGE
TESTER
AKTIONEN
TIMER
DEIN BEITRAG
REGISTRIEREN
HEFT-ABO
NEWSLETTER
LINKS
Lexikon-Suche:

BLOG: Reps & Dems
Oh, what a night!
Wow - Großartige Nacht für die Amis und eine fast never ending story geht zu Ende: Barack Obama hat den Vorwahlmarathon gewonnen und die Demokraten haben zum ersten Mal in der Geschichte der USA einen schwarzen Politiker zum...
BLOGS Übersicht aller Blogs

THEMEN
Junge, Junge ...
Wann ist ein Mann ein Mann?
Körper und Karriere Was denken junge Männer heute über Liebe und Sex?
Kerle in der Krise? Ein Gespräch über männliche Rollenbilder und neue Lebensstile
FORUM Junge, Junge

SCHULBAND DER WOCHE
Ferdinand Zepplin
Die Keyboard-Hasser aus Sachsen-Anhalt suchen noch Bandmitglieder. Vorbild: Testosteron-Rock der Seventies

FILM
Paranoid Park
Aus der Welt gefallen
Die Zukunft zurückerobern Politische Filme nach 9/11
FORUM Deine Filmkritik

LESEN
Alison Bechdel: Fun Home
Gezeichnete Autobiographie
Anleitungen zum Männlichsein Das letzte große Geheimnis
FORUM Deine Buchkritik

FLUTER-HEFT
fluter erscheint viermal im Jahr als Heft, das du als PDF im Heft-Archiv herunterladen kannst. Die letzten Ausgaben:
[Heft 1] [Heft 2] [Heft 3] [Heft 4]

FOREN
Berlin
Re: Die beste Hauptstadt? Welche andere Stadt als Berlin hätte den... Franc 07.09.08 10:40
Re: Wo ist Berlin am schönsten? Hallo ihr Lieben! Ich war in diesem bereits... Tagträumer 03.09.08 08:19
Deutschland
Gesetze: Es kann doch nicht sein, dass auf eine... Quartier 04.09.08 19:56
Re: Integration... Integrationszwang? Geht nicht auch ein... Slash 29.08.08 07:44
Aktuell
Re: Obama is my homeboy! Ich finde TEDDY hat vollkommen recht! Obama... Övü 31.08.08 12:33
Re: Deutsche Jugend und...

BLOGS
Blog: Reps & Dems
Wie kommt der - oder sogar die - nächste US-Präsident-In in's Weiße Haus? Ein Blog zu Billerics, Huckaboom und Obamania und... von: Adrienne
Von Kopf bis Fuß auf Siegen eingestellt | 13.05.2008
Gestern habe ich einen Stapel Geburtstagskarten...
Neues aus Lahme-Enten-Hausen | 6.05.2008
Wie muß es heißen, wenn der Tochter der...
UMFRAGE
Bestimme das fluter-Thema im November! Die Vorschläge kommen von fluter-Leserinnen und Lesern.
Alter:

DOSSIERS
Europa
Politik - Gesellschaft - Grenzen - Recht
Reality TV
Vor der Kamera und hinter den Kulissen
Migration
Schule - Identität - Leben - Mitbestimmung
USA
Wahlen - Kultur - Europa - Wirtschaft
Israel und Palästina
Politik - Alltag - Religion - Kultur
Deutschland
Gesellschaft - Geschichte - Regionen - Städte
Bildung
Schule - Universität - Karriere - PISA

FOREN
Feminismus
Ein Wort, bei dem sich viele Geister spalten. Wir wollen wissen, was du über...
Solidarität
Die Menschen in den modernen Gesellschaften leben immer individueller. Kann...
Megacity
Immer mehr Menschen leben in immer größeren Städten. Diese Entwicklung...
Protest
Gründe, gegen etwas zu protestieren, gibt es viele. Aber was zeichnet einen...
Zwischenmenschliches
Du hast Probleme oder Fragen und möchtest mit anderen Menschen darüber...
Deutschland
Was gefällt dir an Deutschland? Was stört dich? Wie fühlt es sich an...
Aktuell
Hast du etwas zu Ereignissen in Politik und Gesellschaft zu sagen? Hier hast...
Glauben
Glaubst du? An wen, was und wie? Und wenn nicht, warum?
Auf die Ohren - Das Musik-Forum
Welche Musik hörst du? Welche nicht? Das Forum für Tipps und Flopps.
Deine Buchkritik
Warum solltest du das Bücherbewertenden anderen überlassen? Schreib deine...
Deine Filmkritik
Welchen Film hast du zuletzt gesehen? Wie fandest du ihn? Schreib deine...
Was willst du von fluter?
Du liest gerade fluter. Was denkst du darüber? Wie sieht es aus, was hast du...

RSS Audio-Feed
RSS Video-Feed
RSS Themen
RSS Neu im Kino